

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Herausgegeben von C. Weinek in Chemnitz, Logenstraße Nr. 5.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

„In unserem Falle sind die Kügelchen am besten,“ sagte sie, „und ich brauche die Eigenschaften der Pulver und Flüssigkeiten nicht zu erklären. Diese Phiole ist mit „Fieber“ bezeichnet. Wer nur ein einziges solches Kügelchen in einer Flüssigkeit nimmt, wird von einem heftigen Frost befallen, dem ein Fieber folgt, das eine Woche andauert. Die gewöhnlichen Gegenmittel reizen die Wirksamkeit dieses Giftes nur noch mehr und der Patient stirbt nach tagelangem Delirium. Die Wirkung ist natürlich. Die argwöhnischste Person von der Welt kann den Gebrauch dieses Giftes nicht ahnen. Es hat weder Geruch noch Geschmack und läßt keine Spur zurück. Man könnte sagen, es sei concentrirte Fieberluft. Das Mädchen ist seit einiger Zeit bleich und hinfällig. Warum sollte sie nicht ein Fieber bekommen?“

„Das gefällt mir,“ sagte Miß Mont langsam. „Wir wollen es benutzen. Halt! Was ist in der dritten Phiole?“

„Sie ist wie die zweite, doch mit einem Unterschiede,“ sagte die Alte, die Phiole an's Licht haltend. „Ich kann die beiden Phiolen nur durch ihre Stellung im Kästchen unterscheiden und dadurch, daß, wenn sie nebeneinander sind, die Kügelchen in dieser letzteren Phiole etwas kleiner erscheinen, als in der anderen. Der Unterschied ist jedoch kaum zu entdecken und nur durch einen Vergleich sichtbar. Der Unterschied in der Wirkung ist der: Der Inhalt der Phiole Nummer zwei bewirkt den Tod. Der Inhalt der Phiole Nummer drei besteht fast aus denselben Ingredienzen, bringt dieselben Symptome und dieselbe Krankheit hervor, die mit dem Tode endet — aber bloß mit dem Scheintode.“

„Ich verstehe nicht.“

„Nicht? Es ist ein werthvolles Mittel, aus seltenen Pflanzen von einem meiner Verwandten bereitet,“ sagte das alte Weib. „Wer es genommen hat, verfällt in ein hitziges Fieber und stirbt nach mehrtägigem Delirium. Aber er ist in Wirklichkeit nicht todt. Er verfällt in einen Starrkrampf,

welcher der Zwillingssbruder des Todes ist. Der Körper wird leichenstarr, die Nase wird spitzig, die Augen sinken ein. Die Ähnlichkeit mit dem Tode ist von täuschender Wirklichkeit. Drei Tage lang wird das Leben zurückgehalten und dann erwachen Körper und Geist aus ihrer langen Betäubung, aber wochenlang nachher befindet sich der Patient in einer schrecklichen Körper- und Geisteschwäche. Will man das Erwachen auf sechs Tage hinauschieben, so kann es leicht geschehen. Ein zweites Kügelchen wird in ein Glas Wasser geworfen und ein Kaffeelöffel voll davon dem Scheintodten eingekeßt. Doch Sie werden dieses Mittel nicht brauchen. Nehmen Sie ein Kügelchen aus der zweiten Phiole.“

„Aber wie soll ich es bei mir tragen? Wie soll ich es anwenden?“ fragte Miß Mont.

„Sie werden viele Gelegenheiten haben, Mißy. Werfen Sie es beim Frühstück in Lady Chetwynn's Chocolate, oder in ihren Kaffee, wenn Sie mit ihr allein sind. Ich werde das Kästchen in Ihrer Obhut lassen, Mißy, während ich etwas Seide zum Verbinden der dritten Phiole und einen Behälter für Ihre Kügelchen hole.“ Sie legte das Kästchen auf Miß Mont's Knie und ging durch das Schlafzimmer in ihr Zimmer, welches durch einen schmalen Gang mit den Gemächern ihrer Herrin in Verbindung stand.

„Welche Gewalt in diesen einfachen Kügelchen liegt!“ murmelte Sylvia, als sie allein war, die Phiolen durch ihre Finger gleiten lassend. „Ragen ist eine Königin und das sind ihre Soldaten, die für sie kämpfen und ihr ihren Weg klar machen. Ich habe gehört, daß sie verdächtigt war, diese Dinge gebraucht zu haben; aber Niemand wagte es je, sie dafür anzuklagen. Ah, was ist das?“

Sie erschrak und die Phiole fiel aus ihren Fingern auf das Sammtkissen des Kästchens zurück, als an die Thüre ihres Boudoirs geklopft wurde. Sie zögerte, mit einem Blicke in der Richtung, in welcher Ragen verschwunden war, aber diese

konnte kaum noch ihr Zimmer erreicht haben. Das Klopfen wurde wiederholt und Miß Mont erkannte an demselben, daß es die junge Lady Chetwynd sein müsse.

„Ich muß doch zu ihr gehen,“ sagte sie halblaut. „Was kann sie von mir wollen? Oh, gewiß die Noten, die ich ihr heute Vormittag versprach. Sie wird mich nicht lange aufhalten.“

Sie stand auf, stellte das Kästchen auf den Tisch neben das einzige tödtliche Kugeln, das zu ihrem Gebrauche herausgelegt war, deckte ein Zeitungspapier darüber und ging dann in ihr Boudoir, die Thüre sorgfältig hinter sich schließend.

Dann rührte sich Gilbert Mont in seinem Versteck, den Kopf herausstreckend und lauschend. Sein Gesicht war zu einem unheimlichen Grinsen verzogen, seine Augen funkelten.

„Ich glaube, der Teufel hilft mir,“ flüsterte er. „Ich sehe meinen Weg klar. Meine ganze Handlungsweise ist mir durch diese Frauen deutlich vorgezeichnet worden. Einen kühnen Schritt — ich glaube, ich habe Zeit und mein Glück ist gemacht.“

Wie ein Schatten kroch er aus den Vorhängen hervor und schlich auf den Fußspitzen zum Tische, vor welchem er lauschend stehen blieb.

Er hörte seine Schwester im Nebenzimmer mit der Marquise, der sie nach dem Leben trachtete, plaudern. Er hörte kein Geräusch, das Ragen's Rückkehr verkündete. Er hob das raschelnde Papier mit einem halbunterdrücktem Fluche auf. Wieder lauschte er. Er nahm die „Pirole Nummer Drei“, von welcher die Wa-staff hülle zerrissen war. Er zog den kleinen Stöpsel heraus und ließ zwei Kugeln in seine Hand rollen. Dann legte er die Pirole zurück, wie er sie gefunden hatte. Er nahm das Kugeln aus der Pirole Nummer Zwei, welches Sylvia gewählt hatte, und vertauschte es mit einem, das er aus Pirole Nummer Drei genommen hatte. Dann huschte er mit den zwei erbeuteten Kugeln rasch in sein Versteck zurück.

Noch bewegten sich die Vorhänge unter seinen Händen, als Miß Mont wieder in das Ankleidezimmer zurückkehrte, ihren Sitz einnahm und neuerdings mit dem Kästchen zu spielen begann. Und in der nächsten Sekunde erschien auch die alte Ragen, rasch und geräuschlos wie ein Schatten eintretend.

„Ich entging kaum der Entdeckung,“ dachte Mont, dessen Herzschläge ruhiger wurden. „Aber wer hätte voraussehen können, daß ich einen so glänzenden Erfolg haben werde. Mein Weg ist klar!“ Und ein Triumphgefühl durchjuckte seine Brust.

Die alte Amme setzte sich wieder vor den Kamin und ordnete ihre Piolen, ohne zu bemerken, daß eine in ihrer Abwesenheit geöffnet worden war. Damit fertig, stellte sie das Kästchen in sein geheimes Fach in den Schrank zurück und versperrte diesen. Dann nahm sie das Kugeln, welches Mont mit dem von Sylvia gewählten vertauscht hatte, und ließ es in ein winzig kleines Fläschchen, das sie zu diesem Zwecke aus ihrem Zimmer gebracht hatte, fallen.

„Sie können das Fläschchen in Ihrer Tasche entkorken, Missy,“ sagte sie, ihr dasselbe überreichend, „und Sie werden genug Gelegenheit finden, es unbemerkt zu benutzen.“

„Ich werde es noch heute gebrauchen,“ sagte Miß Mont mit ihrer leise zischelnden Stimme. „In vierzehn Tagen oder noch früher wird Lady Chetwynd in der Familiengruft der Chetwynd's ruhen. Und jetzt bin ich müde; ich will mich

auf eine Stunde niederlegen, ehe ich mich zum Speisen anleide und Du mußt wie gewöhnlich bei mir sitzen, Ragen, während ich schlafe. Ich fürchte mich, allein zu sein.“

Diese feige Furcht vor der Einsamkeit war Miß Mont seit ihrer Kindheit eigen und sie ließ ihre alte Amme fast nie von sich. Gilbert Mont wagte sich lange nicht aus seinem Versteck hervor. Er verbarg die beiden gestohlenen Kugeln in einem kleinen Büschchen, das er bei sich trug, und setzte sich dann auf das Fensterbrett und schaute in den Park hinab.

Erst nach einer Stunde wagte er es, das Boudoir zu verlassen und gelangte ungesehen in sein Zimmer. Dort athmete er endlich frei auf und sagte triumphirend zu sich selbst:

„Ich will diese beiden Kugeln zu meinem eigenen Gebrauche bewahren — ihr Besitz kann mir im Nothfalle sehr werthvoll sein. Sylvia wird Bernice noch heute dieses Kugeln eingeben. Aber Bernice wird nur scheinbar sterben. Sie Alle, selbst Chetwynd, sollen sie für todt halten und ich allein werde das Geheimniß wissen, daß sie lebt. Ach, mein Monat in London war wohlangebracht. Die Entdeckung, die ich dort machte, wird mir, wenn ich so fortfahre wie bis hierher, mein Glück bewirken. Aber ich habe noch viel zu thun. Ich will nach Tische Geld von Chetwynd ausborgen und noch heute Nacht nach London zurückkehren. Ich habe in der nächsten Woche eine schwere Aufgabe vor mir. Ach, was würde Sylvia sagen, wenn sie wüßte, welchen Streich ich ihr mit dem Austausch der Kugeln spielte? Es ist ein Komplott und ein Gegenkomplott, nur daß meine Pläne mit den ihrigen nichts zu schaffen haben. Sie soll Chetwynd gewinnen, wenn sie es kann, während ich ein Vermögen gewinne!“

Achtes Kapitel.

Eine halbe Stunde vor dem Speisen erschien Miß Mont in dem Salon, kalt und selbstbewußt, als ob kein schlechter Gedanke sie je erfüllt hätte — als ob sie nicht das schwärzeste Verbrechen, das ein Mensch vollbringen kann, im Sinne hatte. Sie war mit besonderer Sorgfalt gekleidet und trug eine Robe von zitronengelber Seide mit schwarzem Spitzenüberwurf und ihren Lieblingschmuck aus mildglänzenden Topassteinen, welche Farben ihre orientalische Schönheit ganz besonders zur Geltung brachten.

Der düstere Novembertag war längst dem Abende gewichen, und die Flammen des brennenden Gaslusters verbreiteten helles Licht in dem Salon. Das Feuer brannte hell und lustig im Kamine und die schweren Seidenvorhänge waren zugezogen.

Miß Mont warf einen suchenden Blick durch den Salon, während sie sich dem Kamin näherte. Das große, weite Gemach schien leer zu sein, aber ihre scharfen Augen erspähten in der tiefen Nische eines entfernten Fensterstüzes den Schimmer rothseidener Draperieen, welche, wie sie wußte, von einem Kleide Bernice's herrührten. Rasch näherte sie sich dem Fenster, schlug die Vorhänge auseinander und schaute auf die kleine Gestalt hinab, welche in der weiten Nische saß.

Bernice schaute mit einem halbgemarterten, halbtrogigen Ausdrücke in ihrem von Schmerz und Verzweiflung erfüllten Gesichte zu ihr empor. Es lag ein stürmischer Blick in ihren großen, glänzenden Augen und die breite Stirne war unter den üppigen Massen blauschwarzer Haare wie in tiefem Schmerz zusammengezogen.

„Du langweilst Dich doch nicht, Bernice,“ sagte Miß Mont mit schmeichlerischer Freundlichkeit. „Es liegt eine Welt von Traurigkeit in Deinen Augen und Mienen. Sehnt Du Dich nach den guten Pflegeeltern in St. Kilba, nach den düsteren Inselsassen und ihren Bewohnern, nach dem alten Leben und der Freiheit von Sorgen und Förmlichkeiten? Du siehst aus, als ob Du Dich nach der Rückkehr in die alte Heimath sehnst.“

„Ich wollte, ich hätte sie nie verlassen!“ sagte Bernice mit einem leidenschaftlichen Ausbruch ihrer Verzweiflung. „Es war meine Heimath und ich hatte ein Recht, dort zu sein. Aber hier fühle ich mich wie ein Eindringling und kann das Gefühl nicht los werden. Ich kann Dir wohl die Wahrheit sagen, Sylvia — ich habe mich so gesehnt, sie Jemandem zu sagen — und Rog ist so ganz und gar mit seinen Neuerungen, seinen Gästen, Verwandten und Untergebenen beschäftigt, daß er nicht sieht, daß ich langsam sterbe. Aber wie sollte er es auch sehen? Für ihn habe ich stets ein lächelndes Gesicht, wenn mir auch das Herz bricht. Wie soll er wissen, daß mein Lächeln falsch und meine Heiterkeit erheuchelt ist? Ich kann ihm die Wahrheit nicht wissen lassen. Er ist so gut, so zärtlich und liebevoll gegen mich; aber ich kann ihm nicht sagen, was in meinem Herzen vorgeht.“

„Du sehest mich in Erstaunen, Bernice. Ich glaube Dich vollkommen glücklich.“

„Glaubtest Du, ich könnte nicht sehen — ich erriethe nicht“ — entgegnete Bernice, deren dunkles Gesicht sich glühend roth färbte. „Verzeih mir, Sylvia. Was sage ich? Weiß ich nicht, wie mich die Leute betrachten? Sie lächeln mir zu, zollen mir ihre Höflichkeit, weil ich die Marquise von Chetwynd bin, aber was denken sie wirklich von mir? Ich hörte Rog's Tante, welche vergangene Woche hier war, ihm Vorwürfe machen, daß er eine Mesalliance geschlossen habe und der erste Coetoynd sei, der eine Frau von niedriger Herkunft genommen. Es ist wahr, daß er ihr eine stolze Antwort gab, aber er hat seine Tante lieb und ihre Worte werden lange in ihm nachklingen. Und seine Cousine fragte ihn, wer ich denn eigentlich sei, und er konnte ihr's nicht sagen. Denke Dir, was es für einen stolzen, englischen Adeltigen sein muß, den Leuten nicht sagen zu können, aus welcher Familie seine Frau ist. Und unlängst, als ich in den Wintergarten eintrat, hörte ich Kapitän Alley, Miß Graham von Castbourne fragen, ob Lord Chetwynd nicht „verrückt“ gewesen sei, als er sein nichts weniger als hübsches Bettlermädchen geheirathet?“

„Die Wahrheit ist, Sylvia, daß die Grafschaftsbewohner und alle Verwandten Rog's glauben, ich habe ein unverzeihliches Verbrechen begangen, indem ich einen Marquis heirathete. Wenn Rog weniger großmüthig und liebevoll, oder meine Eltern und ich weltklüger gewesen wären, wäre Rog heute von allen meinen Ansprüchen an ihn frei.“

„Mein liebes Kind, was sprichst Du denn für schreckliche Sachen!“ sagte Miß Mont, in scheinbar theilnahmevoller Zärtlichkeit Bernice's Haar streichelnd, während sie aber innerlich triumphirte. „Ich glaube, Du wärst kaum der Puppe entwachsen, und finde Dich voll Leidenschaft. Unsinn, meine kleine Bernice. Rog liebt Dich und wir Alle lieben Dich. Warum grämst Du Dich über ein scharfes, graufames Wort? Rog hat nicht nach dem Rangunterschiede gefragt, warum solltest Du es thun? Er kann die Verurtheilung seiner Freunde und Verwandten ertragen und wird Dein Schutz und Schirm sein.“

„Aber ich will nicht, daß er meinetwegen angegriffen wird. Ich will nicht, daß ihn die Leute ob seiner Mesalliance verurtheilen. Ist's angenehm für mich, in die Gesellschaft einzutreten, die mich sammt und sonder's nur um meines Vaters willen duldet, und mich heimlich auf die Felsen von St. Kilba zurück wünscht. Ich bin stolz, Sylvia, aber ich könnte dennoch das Alles ertragen, wenn nicht —“

Sie brach plötzlich ab und schaute in die Dunkelheit hinaus.

„Et, Du hast wirklich einen Nervenanfall,“ sagte Miß Mont leicht hin. „Es ist gut, daß wir heute nur Herren zum Diner haben, Bernice. Damen würden Deine rothen Augen und die heftige Aufregung, in der Du bist, bemerken. Du hast Heimweh, liebes Kind, das ist Alles. Warum willst Du Rog Deinen Kummer nicht mittheilen und Dich von ihm trösten lassen?“

„Ach, ich kann ihm nicht Alles sagen, was mich drückt,“ sagte Bernice halb schluchzend. „Wenn meine Leiden solche wären, die ich ihm mittheilen kann, wären sie leicht zu ertragen. Aber, Sylvia, ich fürchte, daß unsere Heirath ein großer Irrthum war. Das ist mein Hauptkummer, und wie kann ich ihn ertragen? Sprich nicht zu mir, versuche es nicht, mich zu trösten. Ich kann von Dir keinen Trost annehmen.“

„Bernice,“ sagte Miß Mont mit leiser Stimme, „Du glaubst, Du hast das schwerste Leid zu tragen, aber Du irrst. Es giebt noch andere traurige Herzen als das Deinige unter diesem Dache. Rog selbst hat Kummernisse, gegen welche die Deinigen nur Kinderspiel sind. Doch nein, ich glaube nicht, daß Rog Kummer hat, und wenn er ihn hat, darf ich nicht davon sprechen. Was sollte ihm auch Kummer machen? Aber mein Leben, Bernice, ist dunkel und traurig. Vor einem Jahre war ich das glücklichste Geschöpf. Ich war verlobt mit Einem, den ich liebte, und er liebte mich mit der ersten Liebe seines Lebens — jener großen, Alles bezwingenden Leidenschaft, welche nie, nie erlischt. Es ist eine traurige Geschichte, Bernice.“

„Ich erzähle sie Dir nur, damit Du siehst, wie klein Dein Kummer neben dem meinigen ist. Er liebte mich — er liebt mich noch. Eine Liebe wie die seinige kann nicht sterben! Aber ich war stolz und eigensinnig und wir hatten einen Streit. Er war gereizt bis auf's Aeußerste — er ging fort — er — doch ich habe genug gesagt. In seinem Stolz, seinem Aerger, seiner wahnsinnigen Gereiztheit, errichtete er eine Schranke zwischen uns, die uns auf ewig trennt. Aber ich weiß, daß er mich liebt. Er wird in diesem Leben nie mein Gatte werden, Bernice, und im Jenseits giebt es keine Heirath. Durch eine voreilige That, die wir Beide bitter bereuen, sind wir auf immer getrennt. Habe ich nicht viel zu ertragen, Bernice? Kannst Du Deinen kindischen Kummer mit dem meinigen vergleichen? Meine Geschichte ist Dir neu, ich weiß es, Du hast sie nicht geahnt; ich hätte Dir sie nicht erzählt, aber ich wollte Dich nur überzeugen, daß man selbst mit gebrochenem Herzen geduldig weiter leben kann.“

Bernice preßte ihr kleines Gesicht an die kalten Fensterscheiben, aber ihre zarte Gestalt blieb regungslos. Miß Mont wußte jedoch, daß ihre falsche, schlauerzählte Geschichte ihre Wirkung gethan habe.

„Glaubst Du, daß er Dich noch liebt?“ fragte Bernice plötzlich mit heiserer, gepreßter Stimme.

„Ja,“ sagte Miß Mont zögernd. „Dir kann ich es wohl sagen, Bernice, da Du meinen Geliebten nicht kennst und nie

kennen wirst, daß er mich jetzt weit mehr liebt, als je zuvor. Er — er hat es mir ganz kürzlich — ja heute erst gesagt.“

Bernice, die noch immer aus dem Fenster schaute, ersnickte ein Schluchzen. Ihr Leben auf St. Kilba war so einsiedlerisch gewesen, daß sie nichts von Verrath, Niedrigkeit oder Schlechtigkeit je erfahren hatte. Die armen Dorfbesohner waren unwissend und rauh gewesen, aber einfältige, ehrliche, keines Verbrechens fähige Menschen. Sie selbst war die verkörperte Wahrhaftigkeit. Sie verachtete eine Lüge als das Verbrechen eines Feiglings, und glaubte in ihrer Unschuld, daß ein feiner, gebildeter Mensch keiner Lüge fähig sei. Sie würde Miß Mont ebenso wenig einer Lüge als eines Mordes fähig gehalten haben und empfing daher ihre falschen Versicherungen wie hellige Wahrheit. Sie glaubte, daß Lord Chetwynd Worte des Bedauerns und der Reue zu Miß Mont gesprochen haben mußte, während sie an diesem Nachmittage beisammen auf dem Felsen gestanden, als sie aus der Ducht hinausruberte. In ihrer grenzenlosen Demuth glaubte sie eher, daß ihr Gatte ihr nicht die Wahrheit sage, als daß diese schmeichlerische, schöne Miß Mont eine Lügnerin sei.

„Es war Alles ein grausamer Irrthum, Sylvia,“ sagte sie in gebrochenem, schmerzlich bebendem Tone. „Ich bin nicht das Kind, wofür Du mich hältst. Meine reife Weiblichkeit scheint mir plötzlich aufgezwungen worden zu sein. Du bist ein Weib und würdest mich bemitleiden, wenn Du wüßtest, wenn Du ahnen könntest. O, Sylvia, es thut mir so leid um Dich, um Rog, um uns Alle. Aber jetzt ist's zu spät!“

„Sei muthig, Bernice, wie ich. Horch! Es kommt Jemand. Was wird Rog sagen, wenn er Dich so sieht? Du mußt den äußeren Schein bewahren, wenn Dir auch das Herz bricht, Bernice. Das ist eine Lektion, die ich auch lernen mußte. Erzwingen ein Lächeln, Liebste, und trage die Miene einer glücklichen, geliebten Gattin, oder unsere Gäste werden sagen, daß Rog nicht gut gegen Dich ist.“

Miß Mont erzwang ein Lachen und Bernice stimmte hohl ein.

Man hörte Fußtritte in der Halle und als Lord Chetwynd mit einem jungen Offizier, einem seiner Gäste, eintrat, kam die junge Lady Chetwynd aus ihrer Fensternische heraus und begrüßte den jungen Offizier mit bleichem stolzem Gesichte und sanftem höflichem Wesen, ohne eine Spur der in ihr brennenden Verzweiflung zu verrathen.

Dann kam Gilbert Mont mit den anderen Gästen herein, und bald darauf ging man zum Speisen.

Bernice war während der Tafel wohl etwas stiller als sonst, aber fein, ruhig und selbstbewußt wie immer. Miß Mont bemerkte, daß sie fast nichts aß, und mit ihren Speisen nur spielte.

Nach dem Speisen gingen Bernice und Sylvia in den Salon zurück, während die Herren noch beim Wein sitzen blieben.

Bernice wollte wieder ihren Fensterstich einnehmen, aber Miß Mont nöthigte sie sanft, vor dem Kamine Platz zu nehmen und sagte —

„Du hast fast nichts gegessen, Bernice. Wie lang kannst Du es ohne Nahrung aushalten? Wenn Du Deine Nerven nicht irgendwie stählst, wird es heute Abends noch zu einer Scene mit Dir kommen. Und stelle Dir nur Rog's Entsetzen und Demüthigung vor, wenn es dazu käme! Du mußt wenigstens eine Tasse Kaffee nehmen, ehe die Herren herein kommen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, läutete sie, und gab dem

eintretenden Diener ihren Auftrag. Er kam bald wieder mit einer silbernen Tasse, in welcher Kaffee war, stellte sie auf den Tisch und ging wieder fort.

„Wirst Du Dir den Kaffee einschenken, Bernice, oder soll ich's thun?“ fragte Miß Mont, welche noch immer stand. „Du bist erschöpft; laß mich's thun, Liebste.“

„Wenn Du so gut sein willst,“ sagte Bernice mäßig. „Ich habe kein Verlangen nach Kaffee, Sylvia.“

Miß Mont glitt zum Tische hin, eine Hand in ihrer Tasche haltend, und unruhig mit dem Stöpsel der Phiole drinnen spielend. Rasch zog sie den nur lose stehenden Kork heraus und ließ das Gistkügelchen in ihre Hand rollen. Dann irrten ihre braunen Hände über die Tassen hin, und unbemerkt und ungesehen glitt das Kügelchen in eine Tasse hinein.

Bernice saß mit abgewandtem Gesichte an dem Kamine. Miß Mont lächelte befriedigt, füllte die vergiftete Tasse mit Zucker, Kaffee und Obers und brachte sie Bernice mit heuchlerischer Zärtlichkeit.

„Der Kaffee ist stark, Liebste,“ sagte sie. „Trinke. Er wird Dir gut thun. Nein, Du sollst ihn nicht zurückweisen,“ sagte sie scherzend, doch mit geheimer Angst. „Starker Kaffee ist gut für die Nerven, Bernice. Du mußt ihn trinken.“

Die junge Marquise gab nach und leerte den vergifteten Trank, der ihr gereicht wurde.

Schweigend wartete Miß Mont, bis ihr die leere Schale zurückgegeben wurde. Dann ging sie an den Tisch, schenkte sich selbst Kaffee ein und trank ihn gierig aus. Dann trat sie an's Fenster, erfüllt von einer wilden, triumphirenden Freude.

„Es ist geschehen,“ sagte sie, flüchtig nach rückwärts schauend. „Sie hat den Trank genommen. Sie ist geliefert. In einer Stunde wird sie krank sein — in einer Woche wird sie sterben!“

Elftes Kapitel.

Während Sylvia Mont ihren teuflischen Plan gegen die junge Marquise so erfolgreich ausführte, saß der Marquis von Chetwynd mit seinen Gästen plaudernd beim Nachtsche. Lord Chetwynd war in geheimer Angst um seine Frau, und es fiel ihm schwer, seinen Pflichten als Wirth nachzukommen, und er war froh, endlich das Zeichen zur Rückkehr geben zu können.

Die Herren gingen voraus und Lord Chetwynd bildete die Nachhut, als Gilbert Mont plötzlich auf ihn zutrat und ihm leise in's Ohr flüsterte:

„Kannst Du mir eine kurze Unterredung bewilligen, Rog? Nur einige Sekunden. Ich verspreche Dir, daß man Deine Abwesenheit gar nicht bemerken wird — so kurz wird sie sein.“

Diese Bitte kam sehr ungelegen, aber Lord Chetwynd bemerkte, daß Mont's Wesen auch sehr verändert war und nickte zustimmend mit dem Kopfe. Die Beiden traten in Lord Chetwynd's Arbeitszimmer, während die Gäste in den Salon traten.

Gilbert wollte sich setzen, aber Lord Chetwynd blieb stehen, und er fing daher sofort an, mit seiner Bitte herauszurücken.

„Du mußt errathen haben, Chetwynd, daß meine Abwesenheit vom Parke seit einem Monat ihre Ursachen hat,“ begann er hastig. „Und so ist's auch. Vor einem Monate traf ich einen alten Freund, welcher Compagnon der Londoner

Advokatenfirma Scotsby und Newman ist. Mein Freund ist Scotsby. Er drang in mich, auch Advokat zu werden, und bot sich an, mich zu unterrichten und mir vorwärts zu helfen. Meine Studien sind zwar längst vollendet, aber ich habe gar keine praktische Übung. Mein Einkommen ist spärlich, und es scheint trotz all' meiner Bemühungen mit dem Kapern einer reichen Erbin nicht so rasch zu gehen. Ich möchte nun gerne einige Monate bei Scotsby praktizieren und sehen, wie mir das Ding behagt und mich vielleicht selbstständig niederlassen."

"Wir können das Alles morgen besprechen, Gilbert," sagte der junge Marquis, einen Schritt zur Thüre machend. "Es ist nicht gut, solche Dinge so übereilt zu entscheiden. Es ist Zeit genug —"

"Entschuldige," unterbrach ihn Monk, seine Uhr herausziehend; "aber ich kehre noch heute Abend nach London zurück. Der Wagen, der mich nach Eastbourne bringen soll, ist bereit. Ich bin nur in Geschäftsangelegenheiten hieher geeilt und versprach Scotsby, morgen Früh wieder in der Kanzlei zu sein. Ich kam, um ein kleines Anlehen bei Dir zu machen, Chetwynd," sagte Monk in jovialem Tone, als ob sich das so von selbst verstünde. "Du bist gegen mich und Sylvia so großmüthig gewesen, daß ich mir erlaube, Dich um einige Hunderte zu bitten, da ich Scotsby einen bedeutenden Betrag im Voraus bezahlen muß. Vielleicht behagt mir die Juristerei nicht, oder vielleicht komme ich durch eine glänzende Heirath zu einem Vermögen und brauche mich dann nicht mehr zu plagen — aber jedenfalls werde ich Mittel finden, Dir Dein Darlehen zu erstatten. Du siehst, ich zähle vertrauensvoll auf Deine Güte."

"Ich habe keine Zeit, Deine Pläne zu beurtheilen, selbst wenn Du nach meinem Urtheile fragtest, Gilbert," sagte Lord Chetwynd; "aber Du kannst das Geld haben. Horch: Das muß Dein Wagen sein. Ich will Dir einen Wechsel auf die gewünschte Summe ausstellen, und Du kannst ihn bei meinem Bankier einlösen."

Er nahm ein großes Notizbuch aus seiner Rocktasche, in welchem sich mehrere Wechselblankets befanden. Stehend füllte er ein solches Blanket aus und reichte es Monk. Dieser dankte ihm überschwenglich und sagte, es in seine Brieftasche steckend:

"Ich habe kaum Zeit, nach Eastbourne zu gelangen, um den Zug nicht zu versäumen. Grüße Lady Chetwynd und Deine Gäste gefälligst vielmals von mir. Ich werde wahrscheinlich wie der schlechte Groschen in einer Woche wieder hier sein, und es wird mich freuen, dann Deine Rathschläge bezüglich meiner Zukunft zu vernehmen, auch werde ich Dir dann vielleicht schon sagen können, ob mir meine neue Beschäftigung zusagt. Gute Nacht jetzt und nochmals tausend Dank für Deine Güte."

Die beiden Männer drückten sich die Hände und trennten sich; Lord Chetwynd ging in den Salon und Gilbert Monk eilte rasch auf sein Zimmer. Er wechselte schnell seine Kleider, warf seinen großen Oberrock über sich und sprang die Stiege hinab zu dem bereitstehenden Wagen. Er stieg ein und wurde schnell durch die breite Allee fortgeführt. Als er durch das Gitterthor hinausfuhr, steckte er den Kopf durch das Wagenfenster und schaute nach dem großen Hause zurück, das im Lichterglanze schimmerte, und sein dunkles Gesicht erglänzte in unheimlicher Freude, als er murmelte —

"Ich bin die einzige Person in der ganzen Welt, welche weiß, wer Vernice, Lady Chetwynd, ist. Und dieses Wissen

soll mein Glück machen. Sylvia verfolgt ihr Ziel, ohne auf mich zu achten; Chetwynd ist ganz von seiner jungen Frau eingenommen. Jedes hat seine eigenen Pläne und Absichten; während ich wie der Taschenspieler bin, der hinter dem Vorhange die Stricke seiner Puppen lenkt, daß sie thun müssen, was er will. Und so sind die Inwohner von Chetwynd-Park, ohne daß sie es wissen, meine Puppen, die sich auf mein Geheiß bewegen. Sie werden unbewußt Alle für mich arbeiten, und ich werde den Lohn ihrer Mühe ernten."

Er lachte leise und lehnte sich in die Kissen zurück.

Lord Chetwynd war inzwischen in den Salon eingetreten. Seine kurze Abwesenheit war von seinen Gästen kaum bemerkt worden. Miß Monk stand unter einem Luster, ihre braunen Wangen hochgeröthet, die sonst so schläfrigen Augen funkelnd, die schlankte Gestalt voll biegsamer Grazie, der Mittelpunkt einer Gruppe von Bewunderern. Der Lord schaute, seine junge Frau suchend, umher.

Bernice stand ebenfalls weiter unten in einer Ecke. Sie war im Gespräche mit einem großen, blonden, jungen Mann, und verrieth eine fieberhafte Heiterkeit. Sie war nicht schön, und an diesem Abend war ihr braunes Gesicht schrecklich bleich, ihre Lippen farblos, und ihr ganzes Aussehen kontrastirte peinlich mit dem Miß Monk's; aber Vernice's braune Augen leuchteten wie Sterne, mit einem seltsamen Glanze, der fast ihren Mangel an Schönheit vergessen ließ. Sie lachte leise und lieblich über einen Witz des blonden Herrn, aber ihre Fröhlichkeit erschien so unnatürlich und gezwungen, daß Lord Chetwynd sich ihr mit einer unbestimmten Angst näherte.

Die nächste halbe Stunde ließ der junge Marquis seine Frau nicht aus den Augen: sie bemerkte es, und wurde auffallend heiter. Bis jetzt war sie gewöhnlich schüchtern und schweigsam gewesen; aber an diesem Abend flammte sie auf, wie ein glänzender Komet. Ihr Gehirn war von dem Trank, welchen ihr Miß Monk gegeben hatte, gereizt, und sie plauderte munter und witzig, als ob sie mit ihren alten Pflegeeltern in St. Kilba allein wäre. Lord Chetwynd war mehr geängstigt als erfreut über diese Veränderung Vernice's. Ihr leises, erzwungenes Lachen marterte ihn. Er wußte, daß sie trotz ihrer auffallenden Heiterkeit nicht wohl sein könne. Er wollte sie eben ansprechen, als sie sich mit einer lustigen Bemerkung von ihrer Gesellschaft abwandte und zum Ramin ging, wo sie heftig zitternd vor Frost in einen Stuhl sank.

"Wie kalt es ist!" murmelte sie, sich vor dem Feuer zusammenlauern. "Ah, das war wie ein Hauch vom Nordpol, so scharf und frostig! Mir ist, als ob ich davon erstarren müßte, wie die Blume vor dem Hauch des Winters!"

"Bernice," rief der junge Marquis beunruhigt aus, "bist Du krank? Du siehst so bleich aus und sprichst so sonderbar —"

Bernice erhob ihre Augen zu ihm, und es lag ein klägliches Ausdrück in den flammenden Sternen. Ihre Blässe war leichenhaft geworden.

"Oh, Rog," schrie sie, "mir ist so kalt! Es durchrieselt mich ein Frost, so eifig wie der Tod!"

Ihre Stimme tönte wie eine Tottenglocke durch's Zimmer.

In namenloser Angst nahm der junge Marquis ihre leichte, zusammengesunkene Gestalt in seine Arme und trug sie über die Stiege in ihr Schlafzimmer hinauf. Er läutete heftig um Zifine und befahl ihr, ihre Herrin zu entkleiden. Dann schickte er einen berittenen Boten nach Eastbourne um den Hausarzt, und einen Diener in's Dorf, um den dortigen Doktor, weil er nicht so lange warten wollte, bis der Haus-

arzt kommen konnte. Er berief Mrs. Stewer zum Bette seiner jungen Frau, und das Entsetzen und die Furcht, die er selbst empfand, verbreiteten sich durch das ganze Haus.

Die Gäste verabschiedeten sich sofort, und Miß Mont kam ruhig und gefaßt in Lady Chetwynd's Zimmer hinaus.

Sie fand die junge Marquise im Bette, in heiße Tücher eingehüllt, noch immer todtensbleich und vom furchtbarsten Froste geschüttelt. Der Marquis rieb ihre kalten Hände, und Mrs. Stewer stökte ihr heiße Getränke ein, während Fifi weinend und händeringend Kleider und Schmuck wegräumte.

Miß Mont trat an's Bett und schaute ruhig und mit mittheilslosen Augen auf ihr Opfer.

„Laßt mich etwas für sie thun,“ sagte sie. „Arme Bernice! Arme, kleine Bernice! Fühlst Du Dich noch nicht besser?“

Bernice's keuchender Athem stökte eine Sekunde lang, die schweren Augenlider hoben sich, und die braunen Augen, jetzt matt und glanzlos, blickten auf die Fragende; aber keine Antwort kam von den bebenden Lippen. Die junge Frau konnte nicht sprechen. Miß Mont leistete einige kleine Dienste, klagte laut und schien ganz von der Angst übermannt zu sein. Man hätte glauben müssen, Bernice sei ihr unaussprechlich theuer.

Der bescheidene Dorfarzt war bald da und wurde in Lady Chetwynd's Zimmer geführt. Er war kein großer Gelehrter, aber ein tüchtiger, praktischer Arzt, der in der ganzen Umgebung ein großes Ansehen genoß, und sogar Lord Chetwynd's verstorbene Mutter einige Male behandelt hatte.

Dr. Bennet, so hieß er, näherte sich auf den Fußspitzen dem Bette, und Mrs. Stewer trat bei Seite. Er neigte sich über die Marquise, fühlte ihren Puls und schaute sehr ernst drein. Die Haushälterin erklärte ihm die Mittel, die sie bereits angewandt hatte, und er war zufrieden damit.

„Ich würde raten, nach Eastbourne um Doktor Hartright zu schicken, mein Lord,“ sagte er, den jungen Marquis bei Seite ziehend. „Es herrscht ein typhöses Fieber im Dorfe, und ein Frost pflegt gewöhnlich der Verbote eines solchen zu sein. Ich begegnete Lady Chetwynd gestern, als sie aus Martin's Hütte kam, und Martin's Weib liegt schwer krank am Fieber. Ich warnte die Lady ob der Gefahr, der sie sich durch solche Besuche aussetzte, aber sie sagte mir, daß sie eine Krankheit nicht fürchte, weil sie immer vollkommen gesund war, und daß ihr ihre Stellung als Gurer Lordschafft Gemahlin gewisse Pflichten gegen Gurer Lordschafft Bauern auferlege. Sie hat Mrs. Martin Suppe und Erfrischungen gebracht. Diese Handlung ist sehr ehrenvoll für die junge Lady, aber sie war etwas übereilt, mein Lord. Ich fürchte zwar keine weitere Gefahr von diesem Anfälle, aber ich hätte Doktor Hartright gerne hier.“

„Ich habe bereits um ihn geschickt,“ sagte der Marquis kurz. „Lady Chetwynd hat heute gerudert und sich dabei wahrscheinlich übermüdet und erkältet. Thun Sie, was Sie können, bis Hartright kommt.“

Der kleine Doktor wandte mit momentanem Erfolge mehrere Mittel gegen den Frost an.

Dieser ließ nach, aber lange ehe Dr. Hartright kam, lag Bernice in einem heftigen Fieber, mit glühenden Wangen, klagenden Pulsen und unnatürlich glänzenden, wildrollenden Augen.

Doktor Hartright kam endlich und erklärte den Fall als ein hitziges Fieber.

Er war ein großer, stattlicher Mann und ein äußerst geschickter Arzt.

Der Marquis schaute ihn flehentlich um seinen Ausspruch an.

„Sie brauchen nicht so verzweifelt drein zu sehen, mein Lord,“ sagte Doktor Hartright, als die beiden sich von dem Bette entfernten. „Lady Chetwynd ist jung, besitzt eine vorzügliche Konstitution, und ich glaube prophezeihen zu können, daß sie bald wieder wohl sein wird.“

Trotz dieser Prophezeiung, trotz der geschicktesten Behandlung und sorgfältigsten Pflege wurde Lady Chetwynd immer schlechter. Das Fieber schien sie mit einer Gewalt gepackt zu haben, die nicht abzuschütteln war. Miß Mont wachte mit Lord Chetwynd die Nächte durch, und Dr. Hartright und Mrs. Stewer wichen nicht aus dem Krankenzimmer. Am Morgen lag die junge Marquise im heftigsten Delirium. Sie kannte Niemanden, schrie entsetzt auf, wenn sich Miß Mont über sie neigte, und phantasierte wild von St. Kilda, seinen Felsen und Meereswogen, seiner Schönheit und Freiheit.

Am Mittag des folgenden Tages sandte Lord Chetwynd in seiner Verzweiflung einen Boten nach Eastbourne und telegraphirte um einen berühmten Londoner Arzt. Dieser kam noch am selben Abend in Chetwynd-Park an, hatte eine lange Berathung mit Dr. Hartright, riefte eine andere Behandlung an und kehrte am nächsten Morgen nach der Stadt zurück, ohne im Stande gewesen zu sein, den Zustand der Kranken zu bessern, oder die Ursache ihrer Krankheit zu ergründen. Die Thatsache, daß im Dorfe Chetwynd am Meer ein Fieber grassirte, war den drei Doktoren ein hinlänglicher Beweis, daß das Fieber der Lady von demselben Charakter war.

Die Tage schlichen langsam vorbei, jene trüben, grauen Novembertage, wo die Schwermuth in der Luft steckt.

In ihrem Schlafzimmer lag Bernice Chetwynd und kämpfte mit dem Giftfieber, welcher das Leben in ihren Adern verzehrte.

Sie kannte Niemanden. Ihre süße Stimme klang durch die Räume, die Namen Derjenigen anrufend, die sie in St. Kilda gekannt hatte.

Ihr prachtvolles Haar, welches der Marquis nicht schneiden lassen wollte, hing über die Kissen hinab. Ihr Kopf war in Kissen eingeschlagen, ihre Augen irrten, ohne etwas zu sehen, von einem Gegenstand zum andern.

Lord Chetwynd wich Tag und Nacht nicht von ihrer Seite.

Seine Hand reichte ihr die Medizin, seine Stimme beschwichtigte sie im heftigsten Delirium, er kannte in seiner Pflege voll Zärtlichkeit und Liebe weder Rast noch Ruhe.

Auch Miß Mont war Bernice eine sehr aufmerksame Pflegerin.

Sie fächelte sie stundenlang, schwebte wie ein Schutzgeist um das Krankenbett, prophezeichte beständig, daß Bernice bald besser sein werde, und erhielt in dem jungen Gatten Muth und Hoffnung aufrecht.

So verging die Woche — die Woche, welche das indische Gift zu seinem Zerstörungswerke erforderte — und Sylvia Mont wußte, daß das Ende nahe sei.

(Fortsetzung folgt.)

Cleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie mich einen Augenblick noch, Miß Relydale,“ erwiderte ruhig Archibald Hope. „Ich habe dies Gespräch aus Gründen herbeigeführt, die ich ohne Ihre besondere Anforderung indeß jetzt nicht weiter erklären kann. Die Zukunft aber wird sie Ihnen ohne mein Zuthun enthüllen. Wünschen Sie unterdeß — —“

„Was?“ fragte sie, ihn forschend anblickend.

„Daß Ihre frühere Bekanntschaft mit meinem Bruder Ihrem Großvater verborgen bleibt?“

Nachdenkend senkte sie einige Augenblicke die Augen, während welcher der junge Mann sie forschend betrachtete. Als sie sie abermals zu ihm erhob, wechselte sie die Farbe; ihr Blick drückte nicht mehr jenen überhebenden Stolz aus, sondern eine gewisse Scheu vor ihm, und leise sagte sie:

„Für den Augenblick, Mr. Hope, muß ich es wünschen.“

„Das bedaure ich aufrichtig,“ erwiderte er, trat einen Schritt zurück, um sie vorübergehen zu lassen, und zögernd nur, als ob sie das Gespräch noch fortzusetzen wüßte, entfernte sie sich.

Gerade in dem Augenblicke wurde Mr. Prayse nebst seiner Tochter angemeldet, und damit waren die erwarteten Tischgenossen in Auer Court versammelt.

Sir William begrüßte seinen Verwalter wie einen gänzlich Fremden, den er seit Jahren nicht gesehen, reichte Agnes Prayse, die in grauer Seide erschienen war, herzlich die Hand, worauf Miß Relydale hinzutrat, um gleichfalls ihre Gäste, welche sie noch dazu seit langer Zeit nicht gesehen, zu bewillkommen.

Als dies geschehen, stellte der Herr von Auer Court Mr. Prayse die Brüder vor. „Mr. Archibald Hope, den Sie bereits als Geschäftsmann kennen, Mr. Maurice Hope, welchen Sie aber vielleicht noch nicht gesehen.“

„Maurice Hope!“ rief der überraschte Verwalter, und hätte gewiß in seiner Ueberraschung seiner Zunge freien Lauf gelassen, und auch Maurice beide Hände entgegengestreckt, hätte er nicht noch rechtzeitig dessen steife Verbeugung gesehen. Diese erwidern, brachte er jetzt nur die Worte: „besonderes Vergnügen“ hervor, warf dem älteren Bruder dann einen vorwurfsvollen Blick zu, und trat in der größten Verstimmung einige Schritte zur Seite.

Dem unbefangenen Beobachter dieses kleinen Kreises wäre es sicherlich aufgefallen, daß unter den Anwesenden, Sir William ausgenommen, ein hoher Grad von Befangenheit herrschte. Dieser allein war unverändert, wanderte mit Hilfe seines Stockes in dem großen Gemache hin und her, Allen sich freundlich zuwendend, so daß seine Enkelin, immer noch mit ihren traurigen Gedanken beschäftigt, ihn mehr als einmal verwundert betrachtete. Ihr war die Geschichte dieser Hope's vollkommen unbekannt; sie wußte nichts von deren langjährigem Proceß mit ihrem Großvater, der zehn Jahre früher zu einer Zeit stattgefunden, wo sie in einer Pension verweilte, und den Jene verloren. Diese Geschichte aber

solte sie noch erfahren, und durch dieselbe die Gründe kennen lernen, die Archibald Hope bewogen, seinen Bruder nach Auer Court zu führen.

„Mr. Prayse,“ sagte der alte Edelmann, sich seinem Verwalter wiederum nähernd, „führen Sie doch jetzt Miß Relydale zu Tisch.“

„Wenn Sie es wünschen, Sir William — mit dem größten Vergnügen,“ entgegnete dieser, blickte aber zugleich von seinem Gebieter zu Archibald Hope hinüber.

„Nein, nein, nicht Der,“ erwiderte der Baronet, diesen Blick verstehend, „sie würde kaum für einen Geschäftsmann eine unterhaltende Tischnachbarin sein. Ueberdem mache ich Ansprüche auf seine Nähe, denn ich habe noch viel, sehr viel mit ihm zu reden.“

Raum hatte Sir William diese Worte gesprochen, als auch schon das Mittagmahl angemeldet ward und die Diener die Thüren zum Speisesaal öffneten. Mit der ausgesuchtesten Höflichkeit bot der Baronet Miß Prayse seinen Arm und trat seinen Gästen voran; ihm folgte der Verwalter mit Miß Relydale, und die Brüder schlossen den kurzen Zug.

Als sie das Empfangszimmer verließen, neigte Archibald sich seinem Bruder zu und sagte: „Miß Relydale wünscht, daß Deine frühere Bekanntschaft mit ihr jetzt noch ein Geheimniß bleibe.“

Finsteren, drohenden Antlitzes, dessen Archibald sich noch lange erinnerte, blickte Maurice zu ihm auf, und heftig stieß er die Worte hervor: „Ach! deshalb also hast Du mich fast gewaltsam hierhergeschleppt! — Sie hat Dir wohl Alles erzählt?“

„Sie hat mir kein Wort erzählt — was ich weiß, habe ich errathen!“

„Allein — —“

„Wir gehen jetzt zu Tische,“ sagte kalt der ältere Bruder, und Beide betraten den Speisesaal, wo sie ihre Plätze neben einander fanden.

Zehntes Kapitel.

Sir William spricht sich aus.

Einsilbig, fast stumm verlief anfänglich das Mahl in dem alten Herrenhause, denn sämmtliche Anwesenden waren mit ihren, meistens wenig angenehmen und erfreulichen Gedanken beschäftigt. Nur Sir William schien sich behaglich zu fühlen und war besonders aufgelegt, wenngleich der ungewöhnliche Ernst seiner Gäste, und besonders seiner Enkelin, deren Beziehungen zu Maurice Hope er nicht kannte, nicht einmal ahnte, ihn befremdete. Er beehrte Miß Prayse mit seiner ungetheilten Aufmerksamkeit, daß sie darüber fast ihr Erstaunen über Maurice Hope's Anwesenheit in Auer Court vergaß, und ihm in Ausübung seiner Ritterlichkeit keine Zeit blieb zu bemerken, daß auch die Brüder kein Wort mit einander wechselten.

Maurice Hope war zuerst dieses peinlichen Schweigens müde, und wandte sich mit einigen gleichgültigen Worten an Miß Relydale, die ihm zunächst saß. Diese beantwortete seine Bemerkungen in kälthöflichem Tone, der dem gespannt horchenden Archibald kaum eine frühere Bekanntschaft verrieth. Da einmal das Eis gebrochen war, und Sir William's alter Wein ebenfalls nicht ohne Wirkung blieb, so ward nach diesem ersten Versuch die Unterhaltung allgemeiner, ja sogar lebhaft, und namentlich der jüngere Hope war unerschöpflich in Anekdoten und Beschreibungen aus dem Leben und seinem Aufenthalt in Paris, die er so originell zu erzählen wußte, daß auch der alte Edelmann ihm voll Interesse zuhörte.

Wie immer bei besonders feierlichen Gelegenheiten, wo Sir William gern eine große Anzahl Diener um sich versammelte, war auch diesmal Job Fritton, der nicht eigentlich zu ihnen gehörte, in die Hauslivree gesteckt, um, sobald es erforderlich war, zur Hand zu sein. Er hatte zu seinem maßlosen Erstaunen Maurice Hope, den er sogleich erkannt, an Sir William's Tische gesehen und betrachtet, wenn unbeschäftigt, diesen mit zornigen Blicken, wobei ihm die Vergangenheit in grellen Farben wieder vor die Seele trat. Der ganz unerwartete Anblick, wie die für ihn so wichtigen Erinnerungen ließen ihn in seinen Dienstleistungen viele Ungeschicklichkeiten begehen, und einmal sogar glitt ihm ein kostbares Glas aus der Hand, als er es dem ihm verhassten Gaste reichen sollte.

Sir William benutzte diese Gelegenheit, sich zum ersten Male an Archibald Hope zu wenden, indem er sagte: „Entschuldigen Sie diese Störung, Mr. Hope; allein Job ist des Servirens bei Tische wenig gewohnt, er hilft meiner eigentlichen Dienerschaft nur ausnahmsweise. Er war früher Jäger auf Auer Court, ward aber vor zehn Jahren durch den rechten Arm geschossen, und hat denselben nie wieder in sicherer Weise gebrauchen können.“

Ein einziger Blick auf das Antlitz des Baronets verrieth dem jungen Manne, daß dieser sich der Vergangenheit erinnert habe, er selbst sich also nicht länger zu verstellen brauche. Er freute sich dessen, denn er gewann dadurch Jenem gegenüber eine größere Sicherheit, und sicherlich wunderte sich Sir William, anstatt der erwarteten Verlegenheit die höchste Ruhe aus dem Antlitze seines Gastes sich entgegenblicken zu sehen, der eben so ruhig antwortete: „Ich erinnere mich dessen.“

Allein Sir William hatte nicht die Absicht, die Sache schon wieder fallen zu lassen, sondern sagte, indem er jedoch kaum im Stande war, Archibald's festen, ernstforschenden Blick zu ertragen: „Er erhielt den Schuß durch einen jungen Thunichtgut Ihres Namens. Dieser besaß die Frechheit, meinen Park als den seinigen anzusehen, und als Job ihm seinen Standpunkt klar machen wollte — aber Sie kennen wohl die Geschichte?“

„Ja, vollkommen, Sir William.“

„Sie machte zu jener Zeit viel von sich reden. Wie gewöhnlich, wandte sich das öffentliche Mitgefühl der angreifenden Partei zu, wozu übrigens noch besondere Umstände beitrugen, die hier unerörtert bleiben mögen. Trotzdem jedoch ward der junge Mensch, — er war fast noch ein Knabe — auf sechs Monate in's Gefängniß gebracht.“

„Eine schwere Strafe in Betracht des Stolzes dieses Jünglings, Sir William. Er war der Sohn eines Gentleman's.“

„Er kann von Glück sagen, daß er nicht gehangen wurde; denn wäre Job nicht bei Seite gesprungen, so hätte die mörderische Kugel unfehlbar die Brust getroffen. Da er indeß den Knaben geschlagen, so ward dies als Milderungsgrund der Strafe angesehen, was Job aber nicht einsehen wollte.“

„Und Sie, Sir William?“

„Ich stimmte ebenfalls dafür, allein Job, als leidender Theil, ließ sich nicht bestimmen. In Carrisford hieß es bald, daß ich die Strafe fordere, auch sagten dies die Angehörigen des Knaben, die nur allzugern, wie ich es bereits gewohnt war, das Schlechteste von mir dachten. Sein älterer Bruder suchte mich sogar im Park auf, und meinte mich durch heftige Reden zur Aenderung des Urtheils bewegen zu können. Uebrigens ward zu allen Zeiten oft und viel über diese Familie gesprochen. Ihren Mitgliedern war stets eine finstere Gemüthsart eigen; dabei waren sie schlau, ränkeschmiedend, und niemals wußte man, wie weit man ihnen trauen durfte.“

Anfänglich hatte Archibald Hope ruhig und gleichgültig zugehört, bei Sir William's letzten Worten aber überzog eine höhere Noth seine Züge und als dieser schwieg, fragte er: „Sie scheinen diese Familie genau zu kennen?“

„Ich kannte den Vater der jungen Männer, und hatte unter seinem thörichten Starrsinn viel zu leiden. Nur um einen neuen Prozeß gegen mich anzustrengen, bei dem er einige Aussicht auf Erfolg hatte, berebete er mich, den alten aufzugeben. Ein pläneschmiedender Mann, dessen Söhne leider nach ihm arteten!“

Archibald mußte bei diesen Worten an seinen Bruder denken, zu dem er einst so großes Vertrauen gehegt, und der leider der Beschreibung entsprach, wie er jetzt einzusehen und zu glauben begann.

„Sie kennen diese Söhne, haben Sie vielleicht gar wieder gesehen?“ fragte abermals der junge Mann.

„Nachdem sie sich lange fern von dieser Gegend gehalten, sind sie unter dem Schutze des Geheimnisses, wodurch sie sich jedoch nur in Aller Augen erniedrigten, hier einmal wieder aufgetaucht. Ich traf Beide ganz kürzlich noch.“

„Diesen Abend? Hier in Ihrem Hause?“ fragte Archibald Hope heftiger als bisher.

„Ja, es ist, wie Sie sagen.“

Die beiden Männer blickten sich abermals fest und forschend in die Augen, und Sir William zwang Archibald Hope diesmal, die seinigen zu senken. Nach einer kurzen Pause entgegnete der Letztere:

„Sie als Wirth haben mich, Ihren Gast, in Ihrem Hause angegriffen, und ich kann mich in diesem Augenblicke nicht vertheidigen; sobald die Damen sich entfernt, werde ich dies jedoch thun. Und dann, Sir William, werden mein Bruder und ich Sie sogleich verlassen.“

„Ganz wie Sie belieben,“ erwiderte kalt der Greis, „allein es ist keine Ursache zur Eile vorhanden. Diese würde nur Miß Relydale's Neugier erregen und ihr unnöthige Unruhe verursachen.“

Nach diesen halblaut gesprochenen Worten — die ganze Unterredung war nur den beiden Betreffenden vernehmbar geführt — wandte sich Sir William Miß Prayse wieder zu, und sein Benehmen gegen sie, seine ritterliche Aufmerksamkeit, wie seine heitere Unterhaltung bewiesen seinem Nachbar, daß er die Sache, die dieser als eine höchst wichtige betrach-

tet, mit mehr als gleichgültigen Augen ansah, und seines Vortheils gewiß war.

Archibald Hope verhielt sich nach diesem Gespräch ernst und schweigend, und erwartete sehnsüchtig den Augenblick, wo die Damen sich zurückziehen würden. Sein Bruder, der längst seine Fassung und Selbstbeherrschung wiedererlangt, hatte mit Miß Relydale eine längere, ebenfalls halblaute Unterhaltung angeknüpft. Er schien von dieser dringend etwas zu fordern, was sie ihm nur zögernd zusagte, und worauf ihre Züge einen ungewöhnlich harten, finsternen Ausdruck annahmen.

„Wüßte ich doch das traurige Geheimniß, das diese Beiden verbindet,“ dachte Archibald, der sie eine Weile beobachtet. „Es veranlaßt sie zu Handlungen, die ihrer unwürdig sind, und macht sie offenbar unglücklich.“

Dann seine Gedanken seiner eigenen, wie er sich leider sagen mußte, verfehlten Sache wieder zuwendend, wünschte er sich fern von dem so reich ausgestatteten Speisesaal von Aber Court, zurück in sein Zimmer in dem stillen Gasthause — er konnte jedoch noch nicht in Ruhe denken, ihm blieb noch die letzte Hälfte seiner Aufgabe zu vollenden. —

Endlich war dies von allen Gästen so wenig gewürdigte Mittagsmahl zu Ende, und auf ein Zeichen von Sir William verließen Miß Relydale und Agnes Prayse den Saal. Als Maurice Hope, der sie zur Thür geleitet, an seinen Platz zurückkehrte, trat eine augenblickliche, peinliche Stille ein, die Mr. Prayse zuerst mit der sehr richtigen Bemerkung unterbrach: „Wir haben einen ungemein heißen Tag gehabt.“

Diese Bemerkung brachte dem jüngeren Bruder seine weiten Reisen in's Gedächtniß zurück, bei deren Erzählung der Verwalter ein aufmerksamer Zuhörer war, und dies bemerkend, wandte sich der Baronet an Archibald.

„Wollen wir uns auf einige Augenblicke in mein Bibliothekzimmer verfügen?“ fragte er verbindlich.

Archibald Hope verbeugte sich und Sir William, sich an die beiden andern Gäste wendend, fuhr fort: „Die Herren müssen uns eine kleine Weile entschuldigen, denn bevor wir uns zu den Damen begeben, haben Mr. Hope und ich noch einige Geschäftsangelegenheiten zu besprechen.“

Beide Männer erhoben sich; an der Thür ergriff der Baronet den Arm seines Gefährten und ließ sich von ihm durch die Halle in die Bibliothek führen. Hier brannte eine kostbare Lampe auf dem Tische, und seinen gewöhnlichen Platz einnehmend, sagte Sir William, auf einen Stuhl ihm gegenüber deutend: „Wollen Sie sich dort niederlassen, Mr. Hope?“

Dieser kam, sich förmlich verbeugend, der Aufforderung nach, und kaum saß er in dem hellen Lampenlichte, als sein Wirth ruhig und gemessen sagte: „Jetzt lassen Sie mich gefälligst Ihre Erklärung oder Entschuldigung hören, Sir, womit Sie Ihre Handlungsweise, wie die Anwesenheit Ihres Bruders hier verantworten wollen!“

„Wollen wir nicht vorher die Geschäftsangelegenheit vornehmen, Sir William?“ fragte Archibald Hope und zog ein Taschenbuch hervor, aus dem er ein gefaltetes Papier nahm. „Es ist die Möglichkeit vorhanden, daß wir uns nach diesem Abend nie wiedersehen, sondern die nun folgende Unterredung uns auf immer scheiden wird. Ich habe Ihnen eine Anweisung zu überreichen, Sie mir dagegen den Empfangschein auszustellen.“

„Sehr wohl, Mr. Hope.“

Sir William nahm die neben ihm liegende kostbare Brille, setzte sie auf, empfing dann das Papier aus den Händen des Kaufmanns, las es genau durch, legte es in ein Fach seines Schreibtisches und stellte schnell und geschäftsmäßig den Empfangschein aus.

„Was die Vergütungssumme anbelangt, so können wir dieselbe erst nach einigen Tagen bestimmen,“ bemerkte der Geschäftsmann, doch muß ich hier bemerken, daß diese fünf- undzwanzig, nicht fünfzig Pfund täglich beträgt.“

„Nannte ich wirklich diese Summe? Dann geschah es wahrscheinlich nur in der Absicht, Sie zu schrecken. Ich weiß sehr wohl, daß fünf- undzwanzig Pfund in dem Contract verzeichnet stehen.“

Der alte Baronet hatte in Wahrheit diese Verabredung vergessen, und erst am Morgen sich die Einzelheiten des Contractes von seinem Verwalter wiederholen lassen.

„Jetzt wäre die Sache abgethan,“ sagte Archibald Hope, nachdem er den Schein in Empfang genommen und diesen mit dem Taschenbuch sicher geborgen, „und ich bin bereit, jede Ihrer Fragen zu beantworten. Vernehmen Sie also, Sir William, daß ich einen triftigen Grund hatte, meinen Bruder hierher zu führen. Ich glaubte, daß der Mann, der einst um eine Handlung, die Ihr Diener veranlaßte, im Gefängniß geschmachtet, für den ich damals unter den Buchen von Carrisford vergeblich Ihr Mitleid angesprochen, und dessen vollständigen Untergang Sie mir damals prophezeiheiten, jetzt wohl gleichberechtigt Ihnen gegenüber treten darf.“

„Das kann niemals geschehen! Er kann Sir William Relydale nie gleichberechtigt gegenüber treten!“

„Ich wenigstens glaubte es; für mich lag keine Entehrung in der Strafe, die der Knabe für eine wahnsinnige Thorheit erlitten, ich glaubte, die Erziehung und die Ehrenhaftigkeit eines Gentleman berechtigten ihn dazu. Es war meine Absicht, Ihnen noch diesen Abend die Wahrheit zu offenbaren und Ihnen die Anerkennung abzugewinnen, die die Lebensstellung, welche er sich errungen, verdient.“

„Das wäre vergebliche Mühe gewesen, da ich nie das geringste Interesse für Maurice Hope gefühlt, noch fühle. Auch fand der Streit zwischen ihm und meinem Diener statt, wie ich bereits bemerkt.“

„Ihr Einfluß aber hätte der Sache eine andere Wendung geben können, und das Herz meines Vaters wäre nicht gebrochen, Sir William,“ sagte Archibald Hope mit furchtbarem Ernst. „Daß Sie ihn uns damals vorenthalten, war ein Unrecht, welches wir nicht vergessen noch vergeben, welches mein Vater noch auf seinem Todtenbette besprach, und mir, seinem einzig anwesenden Sohne, zu rächen auftrug.“

„Darin that er sehr Unrecht, allein wir empfanden einmal eine gegenseitige, fast unversöhnliche Abneigung, die übrigens schon von unsern Vorfahren herrührte. Doch mir scheint, daß wir jetzt dies Gespräch fallen lassen können, oder haben Sie in dieser Sache, die mir wie ein gelungener Scherz erscheint, noch Weiteres zu sagen?“

„Nennen Sie sie immerhin einen Scherz, Sir William,“ sagte bitter der junge Mann.

„Ich hätte sie richtiger noch eine Beleidigung genannt!“ entgegnete sich erhebend der Greis, was Archibald gleichfalls that. „Und ich empfinde diese Beleidigung um so tiefer, weil ich mich gleich bei Ihrem Anblick zu Ihnen hingezogen fühlte, denn — lassen Sie mich es offen gestehen — in Ihnen glaubte ich jene Tugenden und Eigenschaften zu finden, die

mir auch einen Sohn theuer gemacht hätten. Es ist aber einmal mein Loos gewesen, während meines Lebens nur Täuschung und Selbstsucht zu begegnen, was mir natürlich den Glauben an die Menschheit, wie an menschliches Glück geraubt hat. Nur einem einzigen Wesen darf ich vertrauen, Derjenigen, die allein mir geblieben ist, meine letzten Tage zu versüßen.

Die Züge des Greises, eben noch so ernst, nahmen einen ungemein weichen Ausdruck an, und Archibald Hope empfand plötzlich eine tiefe Rührung, als er in das ehrwürdige Antlitz seines Feindes blickte. Wie bald vielleicht möchte diese Liebe, das Vertrauen zu seiner Enkelin erschüttert werden.

Dieser Gedanke entwaffnete seinen Zorn und alle seine bitteren Gefühle, erregte dagegen in ihm eine tiefe Theilnahme für den Besitzer von Aver Court, die er diesmal auch nicht zu unterdrücken strebte.

„Ich habe das Unglück gehabt, mich ebenfalls in Bezug auf Sie zu täuschen,“ fuhr Sir William fort, „bin aber so glücklich gewesen, dies noch rechtzeitig zu entdecken. Ich hoffe aber, dies wird nicht wieder geschehen, und mit dieser Geschäftssache unsere Bekanntschaft enden. Ein echter Gentleman hätte an Ihrer Stelle anders gehandelt, selbst wenn er das erduldet Unrecht nicht vergessen!“

„Und was hätte ein solcher gethan?“ fragte Archibald gespannt.

„Sein Begriff von Ehre, Mr. Hope, meine ich, hätte ihn veranlaßt, sich gleich offen über sich und seinen Freund auszusprechen, und jede Gunst von dem Manne zurückzuweisen, durch den er sich einst so tief gekränkt geglaubt. Er würde ebenso wenig mit seinem Bruder unter falschem Namen gekommen sein, um den Stolz eines alten Mannes zu verwunden, und sich später über ihn lustig zu machen.“

„Wenn Sie nach Allem, was ich gesprochen, noch glauben, daß nur solche Gründe mich veranlaßt haben zu kommen, so habe ich kein Wort mehr zu sagen.“

„Mir auch keine Entschuldigung zu bieten?“

„Ebensowenig, Sir William, diese müßte denn meinen Bruder betreffen, der nur auf meinen besonderen Wunsch, jedoch ganz gegen seinen Willen, hier erschienen ist.“

„So fühlte wenigstens Ihr Bruder, was sich mir gegenüber gebührt! Es freut mich, dies von ihm zu hören.“

„Ich glaube nicht, Sir William, daß ich Sie jetzt noch länger Ihren Gästen zu entziehen brauche,“ sagte Archibald Hope in gemessenem Tone, „und ich will ebenfalls zu ihnen zurückkehren.“

Nach diesen Worten schritt er der Thür zu. Sir William jedoch hielt ihn noch auf, indem er sagte: „Warten Sie doch, Sir! Wie kann ich wohl das Wohnzimmer erreichen, wenn Sie mir so schnell voraneilen?“

Archibald Hope war gleich wieder an der Seite des Greises, und bot ihm seinen Arm. Dieser legte fest und schwer seine Hand darauf, und sagte leise, mit einem tiefen Seufzer: „Ich hatte einst einen Sohn, Mr. Hope, auf dessen Arm ich mich so gern zu stützen pflegte!“

„Und ich hatte einen Vater,“ dachte mit tiefer Empfindung Archibald Hope, „dem ich in seinen letzten Tagen ebenfalls so oft als Stütze diente! Er glich in vieler Beziehung diesem alten Manne; war gleich ihm schwach, excentrisch, sonderbar und ebenso stolz!“

Beide schienen einen Augenblick in der Vergangenheit zu leben, denn schweigend gingen sie weiter. Der jüngere Mann

aber fühlte sich immer mehr zu dem Greise hingezogen, dessen Neben er mit einer ihm ungewohnten Ruhe und Gelassenheit angehört hatte. Gesah dies aus Mitleid mit seiner Hilflosigkeit und seinem so einsamen, freudenleeren Leben, oder machte sich in ihm schon die Ueberzeugung geltend, daß dieser eigenthümliche Mann mehr Hochachtung als Geringschätzung verdiene, und daß die alte Fehde, die so lange ihre Familien erbittert, jetzt bald auf lange Zeit weit in den Hintergrund treten würde? —

Elftes Kapitel.

Neue Verwirrungen.

Raum hatten Eleanor Relydale und Agnes Prayse das große, kostbar, wenn auch altmodisch ausgestattete Wohnzimmer erreicht, indeß die Herren noch beim Wein zurückblieben, so schwand auch die Selbstbeherrschung, welche Erstere so lange mühsam bewahrt, sie sank erschöpft auf einen Sessel, barg das schöne Haupt in den Händen und seufzte laut und schmerzlich.

„Ihnen ist doch wohl, meine liebe Miß Relydale?“ fragte ängstlich besorgt ihre Gefährtin.

„Ja, Agnes, dem Himmel sei Dank, daß ich gesund und stark bin! Was würde auch sonst wohl aus mir werden?“

Miß Prayse blickte voll Bewunderung und Liebe in die dunklen, mit Thränen gefüllten Augen, und sagte herzlich: „Könnten Sie doch Vertrauen zu mir fassen, Miß Eleanor — Ehe Sie nach Paris gingen, sah ich schon, daß Ihr Herz von einer schweren Last bedrückt war und Sie unglücklich seien! Vielleicht aber ist's ein Kummer, den manche Frauenbrust birgt, und den glaube ich mildern zu können.“

„Durch Rathschläge, Agnes?“

„Durch Mitgefühl, und wenn Sie sie nicht zurückweisen, durch meine Liebe!“

„Ich Ihre Liebe zurückweisen?“ rief Eleanor, beide Hände ihrer Gefährtin ergreifend, „ich, die des Mitgefühls so sehr bedarf, und kaum weiß, was Liebe und Zuneigung ist, wenn mir nicht die jenes Greises zu Theil würde, der aber so hilflos ist, wie ich es bin! — Seien Sie stets meine Freundin, Agnes, und denken Sie stets das Beste von mir, wenn ich Ihnen gegenüber auch zurückhaltend sein sollte; denn leider werden Sie mich noch lange zurückhaltend und mißtrauisch sehen.“

„O, das hoffe ich nicht, Miß Relydale!“

„Eine Weile wenigstens noch, liebe Agnes, dann schwindet vielleicht der Nebel, der noch den Pfad umhüllt, welchen ich wider meinen Willen habe betreten müssen! — Doch still davon; Sie haben mich einmal wieder Unsinn reden hören, ich weiß, Sie besitzen keine lästige Neugier, wie andere Menschen, auch würde mein Vertrauen nur Unglück über Sie bringen!“

„Ich begreife wohl, Miß Eleanor, daß Ihr Geheimniß nicht Sie allein betrifft, und deshalb wage ich keine weitere Frage; dennoch glaube ich — —“

„Glauben Sie, Miß Prayse, mir rathen zu können, die ich mir selbst nicht zu rathen weiß? O! sicherlich nicht! — Allein ich hoffe, es wird ein Tag kommen, wo ich Ihnen Alles sagen darf, das selbst, was auch ich jetzt nicht begreife noch verstehe.“

Miß Relydale blickte bei diesen Worten gedankenvoll in's Weite. In ihrem Innern schien, wie der wechselnde Aus-

druck ihrer Züge dies verrieth, Muth und Entschlossenheit einen schweren Kampf gegen Rathlosigkeit und Schwäche zu bestehen. Dieser Kampf jedoch war nur kurz, und zu ihrer Freude gewährte Miß Prayse, daß erstere die Oberhand gewonnen haben mußte, denn schon saß Miß Relydale, eine ruhige Sicherheit in Haltung und Zügen, da.

„Ich sehe, Miß Eleanor,“ sagte Agnes tief bewegt, „Sie werden alle Schwierigkeiten besiegen — —“

„Das hoffe ich, Agnes!“ erwiderte das schöne Mädchen. — „Ich hoffe, ich werde siegen, denn ich kämpfe für Andere, und meine Kraft wächst mit jedem Tage. Auch jetzt fühle ich mich schon wieder stark, mein ganzer Muth ist zurückgekehrt — und so lassen Sie uns denn von anderen Dingen reden. Erzählen Sie mir zuerst die Neuigkeiten von Carrisford. Was hat sich hier während meiner Abwesenheit zutragen?“

„Ich möchte Ihnen nichts zu erzählen; Carrisford hat in Ruhe und Zufriedenheit sich seines Daseins gefreut!“

„Glückliches Carrisford! Beneidenswerthe Bewohner desselben! Wie wenigen Menschen geht es doch so gut! — Aber,“ und hier schellte Miß Relydale, „wir wollen den Thee bringen lassen, die Herren werden gewiß bald ebenfalls hier sein. Doch was sagen Sie zu Großpapa's Gästen?“

„Ich halte Beide für Gentlemen, die auch Ihnen bei näherer Bekanntschaft zusagen werden!“

„So kennen Sie sie bereits?“ fragte Eleanor hastig.

„Ja, ich habe sie schon früher gesehen!“

„Dann müssen Sie mir von Ihnen erzählen! Namentlich von Dem, welcher mir zunächst saß. Er heißt also Hope?“

„Ja, Maurice Hope.“

„Und ist der Bruder des Mannes, welcher unsere schönen Waldungen verheert? Ein eingebildeter, anmaßender Emporkömmling!“

„Ist das Ihre Meinung von Archibald Hope?“ fragte Miß Prayse mit erregter Stimme.

„Für den Augenblick, ja!“

„Die werden Sie ändern, Miß Relydale, sobald Sie ihn näher kennen lernen, wenn das überhaupt jemals geschieht. Sie werden dann einsehen, wie sehr Sie sich in seinem Charakter geirrt haben!“

„Ich hoffe, Agnes, Sie finden diesen Mr. Hope nicht allzu bewundernswürdig,“ sagte Eleanor, ihre Gefährtin gedankenvoll betrachtend.

„Das habe ich stets gethan,“ lautete die ruhige Antwort.

„Ist er etwa ein Verehrer von Ihnen? In dem Falle müssen Sie meine Bemerkung entschuldigen.“

„Durchaus nicht, Miß Relydale, Mr. Hope ist ein alter Bekannter und Freund meines Vaters, ein sehr, sehr reicher Mann, und wird auch mir stets nur ein Freund sein.“

„Und sein Bruder, der auf sein schönes Gesicht einen so hohen Werth zu legen scheint? Was wissen Sie mir von dem zu sagen? Er hat gleichfalls mein Interesse erregt.“

„Ich sah ihn nach langer Zeit diesen Abend zum ersten Male wieder, und will Ihnen jetzt Alles, was ich von den beiden Brüdern weiß, erzählen, damit nicht Sir William Sie gegen dieselben einnimmt.“

Der Eintritt eines Dieners hinderte einige Minuten noch die Mittheilungen, welchen Miß Relydale mit Spannung entgegen sah, denn kaum hatte sie den Theetisch geordnet und der Diener sich wieder entfernt, so sprach sie auch schon mit ungewöhnlich erregter Stimme:

„Nun, sprechen Sie, Agnes, und lassen Sie mich Alles erfahren!“

Und Agnes Prayse erzählte der aufmerksam lauschenden Eleanor die Geschichte der Familie Hope, von dem langjährigen Prozeß mit den Relydale's um den Weg durch den Park, und seinen so traurigen Folgen, kurz, Alles dessen sie sich erinnerte und zu erzählen ihr nicht untersagt war. Ihr Instinkt sagte ihr, daß Sir William gewiß seiner Enkelin die jungen Männer im schlechtesten Lichte darstellen würde, und sie war entschlossen, ihm dies zu vereiteln. Sie schilderte ihre Charaktere, wie sie dieselben aus ihrer Kindheit und ersten Jugend — denn sie waren ihre Spielgenossen gewesen — noch wußte, vermochte jedoch von Maurice als Mann nichts zu sagen, mehr dagegen von Archibald, der fortwährend in Briefwechsel mit ihrem Vater gestanden.

Dieser besaß nach ihrer Beschreibung einen edlen, großmüthigen Charakter; zwar war er heftig, doch war Heftigkeit ein Familienfehler der Hope's; aber dagegen war er aufrichtig und gerecht, und auf sein Wort konnte man sich zu jeder Zeit verlassen.

Agnes Prayse schwieg einen Augenblick und diesen benutzte Miß Relydale, um fast heftig zu sagen: „Wie sehr, Agnes, haben Sie sich durch diesen Mann täuschen lassen! Ich habe ihn bis jetzt nur dreimal im Leben gesehen, und glaube Ihnen seinen wahren Charakter schildern zu können.“

„Versuchen Sie es denn!“

„Ich halte ihn für einen anmaßenden, selbstsüchtigen Menschen, der allerdings einen gewissen Grad von Scharfsinn besitzt, der aber allzu eitel auf diesen, wie er meint, großen Vorzug ist, und Andere auch gar zu gern davon überzeugen möchte. Möge Ihnen dies für den Augenblick genügen, nach einer längeren Bekanntschaft würde ich Ihnen noch Weiteres sagen können. Doch hoffe ich, daß diese Bekanntschaft mit diesem Abend endet.“

„O! Miß Relydale, wenn Sie jeden Charakter so schnell, und dadurch natürlich unrichtig beurtheilen, so wunderts mich wahrlich nicht, daß Sie so unglücklich sind!“ sagte Agnes Prayse in traurigem, jedoch entschiedenem Tone.

„Lassen Sie mir nur meine Meinung, sie braucht die Ihrige nicht zu beeinflussen. Eine der beiden muß nothwendig unrichtig sein, und ich bin großmüthig genug, besitze auch so viel Nächstenliebe, um zu hoffen, daß es die meinige ist. Jetzt aber lassen Sie uns von Mr. Archibald Hope schweigen. Er ist für mich kaum vorhanden, und wird Ihnen — —“

„Er kann und wird mir stets nur ein Freund sein!“

„So ist es recht, Miß Prayse.“

„Das denke ich auch,“ erwiderte diese leiser als sie bisher gesprochen, und zugleich lag eine tiefe Trauer in ihrer Stimme, die Eleanor Relydale neugierig aufblicken machte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Detektives.

Polizei-Novelle von Friedrich Armann.

(Fortsetzung.)

Bröselmeyer trat einen Schritt näher an sie heran, beugte sich weit vor, als befürchte er, daß man sie belauschen könne, und fuhr dann mit halblauter Stimme fort:

„Es thut mir aufrichtig leid, meine Freundin, daß Sie mir so wenig Vertrauen zeigen. Sie thun Unrecht daran, denn ich kann Ihnen auf mein Ehrenwort die Versicherung geben, daß ich wünsche, als Freund an Ihnen zu handeln, und ich habe die Macht dazu. Verstehen Sie mich?“

Mali warf ihm einen Blick voll Furcht und Abscheu zu, dann antwortete sie trotzig:

„Nein, ich verstehe Sie nicht und begreife nicht, welchen Zweck Sie mit diesen Aeußerungen verfolgen.“

Bröselmeyer zuckte die Achseln.

„Dann bleibt mir nichts Anderes übrig, als mich deutlicher auszudrücken, wenngleich ich gern vermieden hätte, Ihnen Besorgnisse, die sich hoffentlich nie verwirklichen werden, einzuflöhen.“

Er sprach mit absichtlicher Langsamkeit, um sie, die vor Neugier und Beklemmung fieberte, auf die Folter zu spannen und aus den Affekten, die sich auf ihrem Antlitz widerspiegeln würden, seine ferneren Maßnahmen herzuleiten. Mit nicht geringer Genugthuung nahm er wahr, daß die von ihm gewählte Methode zweckentsprechend war. Mali brannte vor heißer Ungebuld, den eigentlichen Zweck dieses Menschen kennen zu lernen. Denn soviel Menschenkenntniß besaß sie, um zu errathen, daß eine Natur von dem Kaliber des Abenteurers nicht ohne eine ganz bestimmte Absicht so handeln würde, wie Bröselmeyer es that. Welche Eröffnungen sollten ihr zu Theil werden? Was hatte sie zu fürchten oder zu hoffen? Führt den Glückritter Theilnahme für sie oder ein egoistischer Zweck zu ihr oder war er vielleicht ein Spion der Polizei? — Sie glaubte, auf Alles vorbereitet zu sein, doch hatte sie ihre Geistesgegenwart und Willenskraft weit überschätzt, denn als Bröselmeyer nun mit vielsagendem Augenzwinkern äußerte:

„Denken Sie sich, mein Fräulein, daß man Sie zur Heldin einer Art von Schauerroman macht. Man erzählt sich nämlich, daß Radwicz an der Spitze einer Gesellschaft von Banknotenfälschern steht und daß Sie nicht nur die Königin seines Herzens sind, sondern auch eifrig bei der Verbreitung der Falsificate thätig seien,“ da übermannte sie der Schreck.

Er hielt plötzlich inne, als er die erstaunliche Wirkung gewahrte, welche sein geschickter Schachzug hervorgerufen hatte. Das Mädchen war leichenblau geworden und wurde der Spielball einer so gewaltigen Aufregung, daß ihr ganzer Körper bebte.

Bröselmeyer triumphirte. Er war seinem Ziele um einen guten Schritt näher gekommen. Das glückliche Resultat seiner List bereitete ihm um so freudigere Befriedigung, als er selbst in seinen kühnsten Erwartungen einen so schnellen Erfolg nicht erhofft hatte. Nun hatte er sein Opfer vollkommen in seiner Macht und es mußte sich ihm auf Gnade

und Ungnade ausliefern. Dazu wollte er die „scharfe Mali“ sofort nöthigen, denn er war nicht der Mann danach, auf halbem Wege stehen zu bleiben.

„Sie sehen blaß aus, mein Fräulein,“ begann er wieder mit jener Bedächtigkeit, die ihr unausstehlich war. „Ich bedauere aufrichtig, Sie so erschreckt zu haben, und freue mich nun um so inniger, Ihnen die Versicherung geben zu können, daß Sie nicht den mindesten Grund zu Besorgnissen haben. Wenn ich gesagt habe: „Man spricht von jenem interessanten Geheimniß,“ so habe ich mich ein wenig incorrect ausgedrückt, es sollte vielmehr heißen, daß ich und nur ich allein im Besitz desselben bin und es bis in alle Ewigkeit bewahren werde, wenn Sie mir ein wenig entgegenkommen wollen. Nun muß ich Ihnen bekennen, mein Fräulein, daß ich ein Mann bin, mit dem das Leben etwas hart umgesprungen ist und daß es Zeiten giebt — (diese Zeiten kamen leider sehr häufig) —, wo ich nicht einen Gulden mein eigen nenne. Ein solcher Moment ist eben da, und —“

„Sie wollen nun sagen, daß ich Ihr Schweigen erkaufen soll, daß mein Geheimniß einen Preis hat?“ fragte sie scharf und sah ihm voll in das Gesicht, sodaß er trotz seiner Redheit die Augen zu Boden schlug.

Dann jedoch lächelte er harmlos und sagte mit gutgespielter Geringschätzung:

„Nein, mein Fräulein, ich muß gestehen, daß ich daran, wenigstens für den Moment, noch nicht gedacht habe. Die Idee, welche Sie mir da in Ihrer melodramatischen und poetischen Ausdrucksweise unterlegen, ist mir vorläufig noch nicht in den Sinn gekommen. Da wir nun indeß einmal zu dieser angenehmen Offenherzigkeit gelangt sind, so erlauben Sie mir, Ihnen den Sachverhalt ohne Umschweife vorzulegen. Hören Sie also: Eine junge Dame, eine gefeierte, vielumworbene Schönheit, begünstigt mit ihrer Gnade einen feinen Kavalier, den alle Welt für einen großen Herrn hält. Durch einen Zufall macht ein armer Bursche die wichtige Entdeckung, daß der angebliche Aristokrat ein — gemeiner Schwindler, ein Hochstapler der gefährlichsten Sorte ist. Ein anderer, noch seltsamerer Zufall verhilft ihm ferner zu der Entdeckung, daß der Hochstapler auch Banknoten fälsche und daß seine reizende Courtisane seine Helfershelferin ist. Nun ist auf die Aufspürung der Banknotenfälscher eine Prämie von 5000 Gulden ausgesetzt, und der arme Bursche brauchte nur zur Polizei zu gehen und derselben seine Entdeckung mitzutheilen, um eine hübsche Abschlagszahlung auf die Prämie zu erhalten. Er thut das aber nicht, denn, so seltsam das auch klingen mag, er hat ein weiches Herz, und es würde ihm in der Seele weh thun, wenn die liebreizende junge Dame aus dem allerliebsten Heim, welches sie bewohnt — er ließ seine Blicke im ganzen Zimmer umherschweifen — und aus dem behaglichen Leben, das sie führt, herausgerissen werden sollte, um Monate, vielleicht Jahre lang in einer abscheulichen Zuchthauszelle, inmitten des Abschaums der Menschheit, ein hartes, entbehrungsreiches Dasein

hinzuschmachten.“ — (Mali wurde noch eine Nuancirung blässer.) — „Der arme Bursche widersteht mit einer Entschlossenheit, die mit Hinsicht auf seine Lage heroisch genannt werden darf, der lockenden Versuchung, — er geht nicht zur Polizei, sondern er kommt zu der jungen Dame —“

„Und verlangt einen Preis für seine Heldenhastigkeit,“ unterbrach Mali ihn verächtlich. „Ich verstehe Sie nun gut genug, um zu wissen, was ich thun muß, damit Ihr Heroismus nicht doch noch in's Schwanken geräth. Wie viel verlangen Sie?“

Bröselmeyer drehte und wand sich ein wenig, denn es war ihm, wie er betheuerte, außerordentlich peinlich, irgend eine Unterstützung von ihr anzunehmen, aber es ging ihm gerade in dieser Zeit herzlich schlecht — — — wenn sie ihm vielleicht vier- bis fünfhundert Gulden vorschießen wollte — —

Mali zögerte ein wenig. Wenn er das Geld nimmt und dann zur Polizei geht, um auch den Judaslohn zu verdienen?! Doch nein, dieser Mann hatte offenbar noch einen Hintergedanken, und überdies befand sie sich ja ganz in seiner Gewalt. Es war deshalb am Klügsten, seine Forderung zu erfüllen und dann mit Rackwitz zu berathschlagen. Jedenfalls gewannen sie Zeit.

Nach, ohne noch eine Aeußerung zu thun, begab sie sich in das Nebenzimmer und kehrte unmittelbar darauf mit fünf Hundertguldenscheinen zurück. Bröselmeyer nahm die Banknoten in Empfang, ohne ihnen auch nur einen flüchtigen Blick zu widmen. Er konnte als gewiß annehmen, daß sie echt waren. Hatte Mali Falsificate in ihrer Wohnung gehabt, dann hatte sie dieselben seit dem gestrigen Abend sicherlich vernichtet oder in einen nicht auffindbaren Versteck geschafft.

Der Abenteurer sprach noch Dieses und Jenes. Da das Mädchen ihm jedoch kaum eine Antwort gab, so nahm er Abschied.

„Und nicht wahr, Sie gestatten mir, Ihr Freund zu bleiben?“ fragte er, nachdem er bereits den Hut genommen hatte. „Sie zürnen mir nicht, mein Fräulein? Sie werden es mich nicht entgelten lassen, daß der Zufall mich zum Ueberbringer einer so unangenehmen Nachricht gemacht hat?“

„Wie soll ich? Sie thun, was Sie für sich selbst als das Beste halten, — ich thue ebenso, und alle Welt handelt nach demselben Grundsatz,“ entgegnete sie, indem sie seine ausgestreckte Hand mit ihren marmorkalten Fingern berührte und in ein Lachen ausbrach, das der Abenteurer keineswegs angenehm fand.

Bröselmeyer beeilte sich nun zunächst, Sacher's Restauration aufzusuchen, um sich dort an einem exquisiten Souper für die Strapazen des Nachmittags zu entschädigen. Als der Nachtiß verzehrt, der duftige Mokka mit weihovoller Andacht geschlürft und eine Havanna in Brand gesteckt war, lehnte er sich in die Polster zurück und begann einen Feldzugsplan für die Zukunft auszuarbeiten.

„Der erste Erfolg meines Coup hat ausgezeichnete Früchte getragen; ich kann mit dem Anfang zufrieden sein. — Die kleine Wilde befindet sich offenbar im Besitz bedeutender Geldmittel, die auch mir zu jeder beliebigen Zeit zur Verfügung stehen. Ich wäre daher ein Thor, wenn ich selbst diese ergiebige Quelle verstopfen wollte. Das Aequivalent, welches die Polizei mir dafür bietet, ist nicht eben reichhaltig. Fünftausend Gulden sind allerdings ein hübsches Sümmdchen für einen armen Burschen, wie ich es leider bin, wer leistet mir

aber Bürgschaft dafür, daß ich auch nur einen einzigen Kreuzer davon erhalte? Dieser Rackwitz ist zweifellos ein ebenso geriebener, wie entschlossener Patron und er wird sich schwerlich Einfaltspinsel als Helfershelfer ausgesucht haben. Es ist deshalb leicht möglich, daß ich trotz unendlicher Mühen und Anstrengungen ihn nicht erwische; möglicher Weise besteht mein einziger Lohn in einer Bleipille, die mir Einer von der Fälscherbande in den Leib schießt, denn derartige Leute sind in der Wahl der Mittel, durch welche sie sich von lästigen Verfolgern befreien wollen, nicht gerade scrupulös. — Es steht mir allerdings noch eine andere Belohnung in Aussicht, — die Einreihung unter die Polizeimannschaft. — hm, schönes Leben, das eines Sicherheitswachmannes mit vierzig oder fünfzig Gulden Monatsgehalt! Tag und Nacht auf den Beinen, von der Sonne gebraten, vom Frost geschüttelt, mit Roth überspritzt, in unaufhörlicher Berührung mit dem verworfensten Gefindel und als Lohn nach dreißigjähriger Dienstzeit die Stelle eines kärglich besoldeten Kommissärs in irgend einem entlegenen Nest. Ich muß gestehen, daß die Aussicht auf ein solches Loos um so weniger Verlockendes für mich hat, als ich nicht die mindeste Qualifikation zu einem hausbackenen Familienvater besitze. — — Trohdem muß ich etwas thun, damit der Oberinspector Stehling glaubt, ich sei auf der Hsjagd hinter den Fälschern. Denn sonst betraut er einen Anderen mit dieser Aufgabe und da könnte die Herrlichkeit für mich ein unvermuthet schnelles Ende finden. Mein eigenstes Interesse erheischt aber, daß ich Alles anbiete, damit die Bande möglichst lange unentdeckt bleibt. Am besten erreichte ich diesen Zweck, wenn ich die Polizei auf eine falsche Fährte lenke, — und das könnte wieder nur dann geschehen, wenn ich mit den Fälschern in Verbindung treten würde. — — — hm! — — — Nun, und warum sollte ich das nicht thun? Die Bande würde mich wahrhaft glänzend bezahlen und der Polizei ließe sich eine Nase drehen, ohne daß man Gefahr liefe, erappt zu werden. — Freilich, klug und vorsichtig müßte man an das Werk gehen. Nun, ich denke doch, daß ich gerade kein Dummhuth bin. Ich will mir die Geschichte gründlich überlegen. Hier wäre eine Gelegenheit da, mir ein beträchtliches Vermögen in kurzer Zeit zu erwerben. Warum also sollte ich sie nicht beim Schopfe fassen? Ueberlegen wir also!“

Und er überlegte! Eine Stunde nach der anderen verrann, während er, mäßig trinkend und stark rauchend, wie angenagelt sitzen blieb. Mitternacht war längst vorbei, alle Gäste hatten sich entfernt, dann verschwanden auch die Kellner, nachdem sie fast sämtliche Gasflammen ausgelöscht hatten, — Bröselmeyer rührte sich nicht. Der Zahlkellner, verurtheilt, den Aufbruch des letzten Gastes abzuwarten, gerieth in gelinde Verzweiflung, doch wagte er nicht, dem Einsamen einen „Wink“ zu geben, da das gegen den bei Sacher gebräuchlichen feinen Ton verstoßen haben würde. Konnte der Gast nicht ein Graf oder Fürst oder ein sonstiges „großes Vieh“ sein?

„Merkwürdige Schrullen haben diese großen Herren,“ murmelte der schläfrige Marqueur ingrimmig. „Der könnte nun behaglich im warmen Bett liegen und mit geschlossenen Augen weit angenehmer schlafen, als hier mit offenen.“

Endlich schlug die Erlösungshunde. Das Gepolter eines Fleischerwagens, der seine Waare auf den Markt fuhr, rüttelte Bröselmeyer aus seinen Träumereien auf. Ganz erstaunt blickte er auf die Uhr — es war die dritte Stunde fast verfloßen —, bezahlte dann seine Rechte und eilte heim.

Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte sich den Fälschern zur Verfügung stellen und die Polizei zu täuschen suchen. Dieses Vorhaben leitete er dadurch ein, daß er sich vom Oberinspector Stehling die Versicherung geben ließ, kein Anderer außer ihm solle mit der Aufspürung der Fälscher beauftragt werden. Stehling schien die Gründe, welche Bröselmeyer zur Motivirung seines Verlangens angab, vollkommen zu billigen und er ertheilte die gewünschte Zusage mit so feierlichem Tone und ernstem Gesichte, daß Bröselmeyer an der Aufrichtigkeit derselben nicht zweifeln konnte. Dahingegen versprach er dem Oberinspector, die Fälscher nach kurzer Zeit der Polizei in die Hände zu spielen, indem er gleichzeitig zu verstehen gab, daß er bereits eine Spur, die ihn wahrscheinlich zum Ziele führen würde, aufgefunden habe. — Auch seine Unterhandlungen mit der „scharfen Mali“ hatten ein ihm günstiges Ergebnis. Er mußte das Mädchen von der Aufrichtigkeit seiner Absichten so zu überzeugen, daß sie versprach, ihn mit Radwicz zusammenzuführen.

VIII.

Detektive Maltenberger hatte inzwischen eifrig an der Ausführung der wichtigen, ihm übertragenen Mission gearbeitet. Zunächst hatte er aus dem Detektives-Corps zwei der geschicktesten Collegien ausgewählt und vom Oberinspector Stehling die Ermächtigung ausgewirkt, alle Mittel, welche ihm zur Aufspürung der Banknotenfälscher unerläßlich schienen, zur Anwendung bringen zu dürfen. Dann hatten die drei Männer einen Kriegsrath abgehalten und dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß eine unaufhörliche Ueberwachung der „scharfen Mali“ noch am leichtesten auf die Fährte der Fälscher führen könnte. Man mußte nichts unternehmen, was das Mädchen hätte argwöhnisch machen können; wenn sie sich vollkommen sicher wähnte, dann konnte man hoffen, daß sie eine Unvorsichtigkeit, welche den Gaunern verhängnißvoll werden würde, begehen dürfte. Daß Maltenberger eine so penible Controle der Lebensweise des Freudenmädchens für nothwendig hielt, hatte seine guten Gründe. Die Erkundigungen, welche er eingezogen hatte, verschafften ihm die Gewißheit, daß die „scharfe Mali“ nicht geringe geistige Begabung, insbesondere einen vorzüglichen Scharfsinn im Erwägen und Durchschauen mannichfacher Verhältnisse und eine erstaunliche Virtuosität im Arrangement von Maßregeln besaß. Da sie, wie Maltenberger gleichfalls erfuhr, die Geliebte des Pseudobaron's war und diesen vermöge ihrer geistigen Ueberlegenheit beherrscht hatte, so ließ sich als sicher annehmen, daß sie, wenn auch nicht die Seele der Fälscherbande, so doch einen entscheidenden Einfluß auf deren Operationen ausüben würde. Täuschte der Detektive sich in dieser Combination nicht, dann war er vollkommen berechtigt, vorauszusetzen, daß die „scharfe Mali“ versuchen würde, ja müßte, mit der Bande in unausgesetztem Contact zu bleiben und in diesem Falle konnte eine Ueberwachung des Mädchens die bedeutsamsten Folgen nach sich ziehen. Andererseits mußten die Detektives sich darauf gefaßt machen, daß ihre Geduld auf eine harte Probe gestellt werden würde, denn, wenn sie auch, wie erwähnt, mit peinlichster Aengstlichkeit Alles vermieden, was dem Mädchen hätte auffallend erscheinen können, so ließ sich doch voraussetzen, daß die schlaue Person, da sie nun einmal wußte, die Polizei habe ihr Augenmerk auf sie gerichtet, sich der weitgehendsten Vorsicht bedienen würde.

Maltenberger hatte das Glück gehabt, schrägüber dem Hause, in welchem Mali wohnte, ein möblirtes Zimmer, dessen Fenster einen Ausguck auf die Straße gestatteten, mietben zu können. Dort brachten nun die drei Agenten den größten Theil ihrer Zeit zu. Sie hatten die Einrichtung getroffen, daß stets Einer von ihnen die Thür zu Mali's Haus bewachen mußte, während der Zweite jederzeit bereit sein sollte, dem Mädchen oder anderen verdächtigen Personen zu folgen. Ihre freiwillige Dienstleistung war um so schwieriger und anstrengender, als sie auch während der Nacht nicht ausgesetzt werden durfte, und sie erwies sich überdies als ganz unnütz. Denn es ereignete sich nichts, woraus die Detektives auch nur den geringsten Vortheil hätten ziehen können. Mali selbst verließ ihre Wohnung gar nicht, dagegen empfing sie die Visiten einiger Herren, die indeß über jeden polizeilichen Argwohn erhaben waren, weil sie den besten aristokratischen Familien angehörten. Der einzige Besucher, welcher den Polizeibeamten verdächtig vorkam, war Bröselmeyer, der sich ziemlich häufig einfand. Die geheimen Agenten erachteten es deshalb auch als zweckmäßig, Bröselmeyer zu überwachen. Es folgte ihm in der ersten Zeit regelmäßig Einer von ihnen, sobald er das Haus verließ; der Abenteurer begab sich dann stets in seine Restaurationen oder Vergnügungsetablissemens, wo er mit bekannten Lebemännern verkehrte, und aus diesen Lokalen direct in seine bescheidene Vorstadtwohnung. Auch dort ließ Maltenberger ihn controliren und insbesondere mußten die Nachtwächter jenes Bezirks, seiner Ordre gemäß, scharf aufpassen, ob Bröselmeyer nicht vielleicht des Nachts ausschwärme. Das geschah indeß nicht und da der Abenteurer auch während der Tageszeit durchaus nichts Verdächtigendes that, so erlahmte allmählig das Interesse der Detektives für ihn und nach einigen Wochen schenkten sie ihm gar keine Beachtung mehr.

Eine andere Hoffnung, von welcher Maltenberger sich Gutes versprochen hatte, ging auch nicht in Erfüllung. Auf seine dringenden Vorstellungen hatte das Polizeipräsidium die Postdirection ersucht, alle an Mali adressirten Briefe vor ihrer Abgabe an die Hetäre erst den Detektives zur Einsicht vorzulegen. Diese Maßnahme erwies sich aus dem Grunde als vollständig nutzlos, weil die „scharfe Mali“ gar keine Briefe bekam. Daß sie welche fortschickte, hatten die Agenten sehr bald herausbekommen, da das Dienstmädchen Mali's dieselben zur Post brachte. Fortnehmen durften sie der Magd die Briefe selbstverständlich nicht; waren dieselben aber erst in den Sammelkasten geworfen, dann hätte man, um sie herauszufinden, fünfzig oder noch mehr Schreiben öffnen müssen, eine Procebur, die schon deshalb nicht durchführbar war, weil die Postdirection sie nicht gestattet haben würde. Maltenberger hätte nur dann Kenntniß von dem Inhalte der Briefe Mali's erhalten können, wenn er versucht haben würde, die Magd für sich zu gewinnen. Das war jedoch ein Wagniß, welches ihm leicht hätte zum Nachtheil ausfallen können, und überdies blieb es noch sehr fraglich, ob die Briefe etwas enthielten, was mit seiner Mission im Zusammenhange stand.

Wie es sich von selbst versteht, wurden die Detektives nach und nach mit den Gewohnheiten der „scharfen Mali“ bekannt, und so machten sie auch die Entdeckung, daß dieselbe eine besondere Freundin von Süßigkeiten sein mußte. Und zwar schien sie einem Product der Conditorei vor allem Anderen den Vorzug zu geben, nämlich den Torten. Jeden

zweiten oder dritten Tag brachte ein kleiner Burſche, der die charakteriſtiſche Tracht der Conditoren, ſchneeweiße Jacke und Schürze, ſowie eine tellerrunde und einer umgekehrten Schüſſel ähnliche weiße Mütze trug, ein ſolches gastronomiſches Kunſtwerk. Daſſelbe befand ſich, wie gewöhnlich, auf einer großen, flachen Schüſſel, die durch eine Serviette, deren Zipfel der Lehrburſche in der Hand hielt, eingehüllt wurde.

Dieſe Entdeckung, die Demjenigen, welcher ſich mit den Liebhabereien der ſchönen Halbweltſdame hätte vertraut machen wollen, etwa einem liebeskranken Schwärmer oder einem lebensluftigen Bon vivant ſehr wichtig geweſen wäre, hatte für die Agenten nicht den mindeſten Werth, und alle Drei ſingen nach einigen Wochen an, über die ſpärliche Ausbeute ihrer Beobachtungen höchſt mißmuthig zu werden. Da ereignete ſich ein Vorfall, welcher ihrer Spannkraft neue Feſtigung verlieh.

Eines Tages kehrte Maltenberger von einem Ausgange nach dem Beobachtungsposten zurück. Als er um die Straßenecke bog, ſah er den wohlbekannten Conditorehrling mit einer Torte die Straße hinaufkommen. Gleichzeitig trat aus dem Laden eines Spezereiwarenhändlers die Magd der „ſcharfen Mali“, die dort jedenfalls Einkäufe gemacht hatte, heraus, ſah ſich nach allen Seiten um und blieb ſtehen, als ſie den Lehrling gewahrte. Maltenberger hätte ein ſehr ſtümperhafter Polizeibeamter ſein müſſen, wenn es ihm nicht wünſchenswerth erſchienen wäre, die Beiden zu behorchen. Auch das ſcheinbar unverfängliche Geſpräch konnte ihm irgend einen, wenn auch noch ſo ſchwachen Anhaltspunkt liefern. Er maßigte ſeine Gangart, ſodaß er nur wenige Schritte von der Magd entfernt war, als der Lehrling mit derſelben zuſammentraf.

„Gut, daß ich gerade da bin,“ meinte die Magd. „Nun kann ich gleich die Torte mitnehmen.“

„Ich darf ſie Ihnen nicht geben,“ ſagte der Burſche. „Der Meiſter hat mir ſtreng befohlen, alle Torten dem Fräulein ſelbſt abzugeben.“

Maltenberger ſchien plötzlich das Schild eines Schuhmachers, welches an einem gegenüberliegenden Hauſe hing, außerordentlich intereſſant zu finden, denn er blieb ſtehen und betrachtete jenes Kunſtwerk eines angehenden Anſtreicherlehrlings mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit. Magd und Lehrling achteten nicht auf ihn, und die Erſtere rief verwundert:

„Sie ſollen die Torten nur dem Fräulein ſelbſt abgeben? Das begreife Einer. Bildet Ihr Meiſter ſich vielleicht ein, daß die Torten noch ſchlechter werden könnten, als ſie ſchon ſind, wenn ein Anderer ſie vor dem Fräulein anſchaut? Ich möcht' wohl wiſſen, warum mein Fräulein ſich dieſe miſerablen Torten eigentlich bringen läßt. Sie iſt faſt niemals ein Stückchen davon und wenn ich das ſüße Zeug nicht mag, verſchenkt ſie's dem Hausmeiſterſohne.“

Damit ging ſie ganz entrüſtet, vom Lehrling gefolgt, in's Haus.

Maltenberger wurde wie von einem elektriſchen Schläge durchzuckt. Spornſtreichs eilte er heim, ſprang die Treppen hinauf, ſtürmte mit jugendlicher Lebhaftigkeit in das Zimmer, ſodaß ſeine Collegen ſich höchlichſt verwunderten, und rief lauter, als zum Verſtändniß nöthig war:

„Freut euch, Collegen, nun werden wir ihnen endlich hinter die Schliche kommen.“

„Wem denn?“ fragte Detektive Bornemann.

„Mein Gott, — den Fäliſchern. Doch verzeiht, ich bin ſo aufgereggt, daß ich euch da Andeutungen mache, die ihr natürlich nicht verſtehen könnt, ſtatt euch meine Entdeckung mitzutheilen.“

„Sie haben alſo eine Entdeckung gemacht?“

„Eine außerordentlich wichtige. Der Zufall hat mich zu ihr verholfen. Ich glaube wirklich, daß wir nun endlich eine ſichere Spur von der Bande auffinden werden.“

„So erzählen Sie doch,“ riefen Beide in höchſter Spannung.

„Sie werden geſehen haben, daß ich auf der Gaſſe unfern der Dienſtmagd des Freudenmädchens und des Conditorehrlings ſtehen blieb?“

„Allerdings. Sie wollten jedenfalls das Geſpräch der Beiden belauſchen?“

„So iſt es.“

„Da haben Sie wahrſcheinlich Wunderdinge gehört,“ ſpöttelte Detektive Schlieper.

„Wunderdinge nicht, aber ein Geheimniß, welches für uns ungemein wichtig iſt.“

„Da bin ich wirklich neugierig,“ lachte Schlieper wieder.

„Das muß ein furchtbares Geheimniß ſein, welches eine Magd einem vierzehnjährigen Jungen auf offener Straße mit lauter Stimme erzählt.“

„Urtheilen Sie ſelbſt. — Die Magd erbot ſich, die Torte nach oben zu tragen. Der Lehrling aber gab ſie ihr nicht, weil ſein Meiſter ihm ſtreng anbefohlen hatte, alle Torten nur dem Fräulein ſelbſt zu übergeben.“

Schlieper, deſſen lachendes Geſicht auf einmal ſehr ernſt geworden war, ſtieß einen Ausruf der Ueberräſchung aus. Maltenberger weidete ſich an ſeinem Erſtaunen einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Ferner erfuhr ich, daß die „ſcharfe Mali“ von den Torten nichts genießt, ſondern dieſelben dem Hausmeiſter ſchenkt.“

„Alle Wetter,“ rief nun Schlieper, „das iſt auffallend. Mit den Torten muß es eine eigene Bewandniß haben, denn man läßt ſich doch zwei Duzend Torten nicht zu dem Zwecke bringen, um ſie dem Hausmeiſter zu ſchenken. Dahinter ſteckt etwas.“

„Sie ſind alſo von Ihren Zweifeln geheilt?“ lächelte Maltenberger. „Das alte Sprichwort: „Wer zuletzt lacht, lacht am beſten,“ hat ſich wieder einmal glänzend bewährt.“

„Lachen Sie mich nur aus, ich verdiene es. Ich muß nun geſtehen, daß Ihre Entdeckung wirklich ſehr wichtig iſt.“

„Wir müſſen trachten, die nächſte Torte uns anzueignen.“

„Freilich, doch in welcher Weiſe? Fortnehmen dürfen wir ſie dem Jungen doch nicht.“

„Behüte,“ rief Maltenberger. „Ein ſolcher Gewaltſtreich könnte Alles verderben. — Ich erlaube mir, Ihnen einen Vorſchlag zu machen. Wir wollen zur Feier unſerer erſten Entdeckung in dieſer heiklen Affaire einen ſteifen Grog brauen, unſere zukünftige Handlungsweiſe feſtſetzen und auf das glückliche Gelingen unſerer Plane toaſten. Sind Sie damit einverſtanden?“

(Fortſetzung folgt.)

Plandereien am Kamin.

Brand einer Irrenanstalt.

Man schreibt aus Nizza: Die Irrenanstalt von San Pons, welche kürzlich abbrannte, bietet nur noch die vier Mauern. Das Feuer ist wahrscheinlich gegen drei Uhr Morgens ausgebrochen und hat, wie man glaubt, in den Küchenräumen im Erdgeschoß, unter dem Quartier der Männer, seinen Ursprung genommen. Erst gegen vier Uhr hat einer der Irren Alarm geschlagen, und Anfangs glaubte man, es sei von seiner Seite ein Anfall von Wahnsinn. Bald aber erkannte man die gräßliche Wahrheit. Von allen Seiten schlugen die Flammenzungen durch die Oeffnungen, und der Rauch war so dicht, daß man kaum mehr athmen konnte. Es gelang, die Tollwahnstinnigen loszutreten und die anderen Irren in Freiheit zu setzen. Die große Treppe jedoch im mittleren Theile des Gebäudes stand in Brand, und die Pflüglinge mußten durch eine enge hölzerne Nebentreppe in Sicherheit gebracht werden. Auch diese Treppe stürzte zusammen, als kaum der Letzte entfernt worden. Die Irren flohen auf die Felder. Einer der Irren, wie man berichtet, ein vormaliger Geistlicher, der früher ausgezeichnete Geistesgaben besessen haben soll, hat den Andern nicht folgen wollen und klammerte sich an das Gitter eines Fensters im zweiten Stockwerke. Da die Treppe nicht mehr zugänglich war, stiegen drei Böschmänner auf eine Leiter und warfen dem armen Wahnsinnigen ein Seil zu mit der Aufforderung, sich dasselbe um den Leib zu schnüren. Aber vergebens. Er blieb wie an das Gitter angeschmiebet, schien kein Bewußtsein von seiner Lage zu haben und beschränkte sich auf Jammern und Wehklagen. Unterdessen hatte das Feuer die Leiter ergriffen; man mußte die Böschmänner heruntersteigen lassen, und wenige Augenblicke später stürzte der Fußboden, worauf der Alte stand, brennend zusammen und der Wahnsinnige wurde unter den Trümmern begraben. Ein Mann und ein Weib sind außerdem in ihren Betten verbrannt.

Eine priesterliche Unthat.

Die Gazette d'Italia veröffentlicht einen Brief aus Messina, welcher mit allen Details und Namenandeutung des Ortes und der betreffenden Familien folgende abscheuliche Unthat eines Geistlichen erzählt: Ein junges Liebespaar konnte die elterliche Einwilligung zur Heirath nicht erhalten. Sie beschloßen, Nachts zu entfliehen und sich nach einem entfernteren Städtchen zu begeben, in der Hoffnung, dadurch die gewünschte Einwilligung zu erhalten. Die Mutter der Braut war im Geheimniß. Letztere glaubte jedoch am Tage vor der beschloßenen Flucht die Sache ihrem Beichtvater beichten zu müssen. Kurz vor der verabredeten Stunde erschien eine vermunnte Person, gab das verabredete Zeichen, und das Mädchen verließ darauf das Haus. Kurze Zeit darauf erschien ihr Geliebter zum Stillsichsein und wurde von der Mutter gefragt, wohin er die Tochter gebracht habe. Sein Erstaunen war grenzenlos. Endlich entsann sich die Mutter, daß die Tochter dem Beichtvater gebeichtet habe. Der junge Mann begab sich zur Wache der Carabinieri und forderte polizeiliche Begleitung nach dem Hause des Geistlichen. Sie erzwangen den Eingang und fanden das junge Mädchen im Zimmer des Geistlichen mißbraucht und von 13 Dolchstichen durchbohrt. Der Thäter ist in Haft.

Morgenländische Sage vom Weine.

Die verschiedenen Wirkungen des Weingenußes sucht eine mohamedanische Sage auf folgende Weise zu erklären. Als Noah den ersten Weinstock gepflanzt hatte, trat in der Nacht darauf der Satan herzu und sprach: „Liebe Pflanze, ich will Dich düngen.“ Und er schlachtete zuerst ein Lamm, dann einen Löwen und zuletzt eine Sau und goß das Blut aller drei Thiere rings um das Gewächs. Darum macht der Wein, mächtig genossen, des Menschen Herz mild wie ein Lamm; trinkt er mehr,

so wird er aufgeregt wie ein Löwe; überschreitet er endlich das Maß gar zu sehr, so verliert er seine Sinne und wälzt sich wie eine Sau im Rothe.

In einem Städtchen der Provinz Posen befand sich vor ca. 30 Jahren eine reisende Schauspielergesellschaft, bei welcher als erste Liebhaberin ein Fräulein M. engagirt war; dieselbe war Mutter eines damals etwa zweijährigen Knaben. Die Künstlerin wohnte mit ihrem Knäbchen bei dem nicht unbemittelten Fleischermeister N'schen Ehepaare. Die Leute waren kinderlos und fanden an dem kleinen munteren Burschen, der sehr oft ihrer Obhut anvertraut war, ein so großes Gefallen, daß sie der Mutter den Vorschlag machten, ihr denselben abzukaufen. Bei ihrem Nomadenleben war der kleine Oskar, so hieß das Kind, der Schauspielerin ohnehin eine Last, sie bezog sich deshalb aller Rechte an denselben, erhielt dafür 100 Thlr. und kehrte, nachdem die ambulante Bühne abgebrochen war, dem Städtchen den Rücken. Der Knabe, der an Kindesstatt von dem Ehepaare angenommen worden war, wuchs zur Freude desselben heran und gedieh prächtig. N. selbst hatte inzwischen die Fleischerlei aufgegeben und sich dem Viehhandel gewidmet, den er bald so schwunghaft betrieb, daß es ihm geboten schien, nach Berlin überzusiedeln, was auch geschah. Hier hatte ihn das Glück vollends begünstigt, er erwarb ein großes Vermögen, das er, nachdem er vor etwa zwei Jahren seiner schon vorher gestorbenen Ehefrau in's Jenseits folgte, dem Adoptivkinde als Universalerben hinterließ. Während dieser langen Reihe von Jahren hatte Fräulein M. die Gauen des deutschen Vaterlandes „abgegaulelt“, sie war inzwischen auch verheirathet gewesen, verlor ihren Gatten jedoch in einem böhmischen Städtchen durch den Tod. Ob sie während der ganzen Zeit wohl jemals an ihren verkauften Sohn gedacht haben mag? . . . Die Noth hat ihr aber die alten Erinnerungen aufgefrischt. Eine längere Engagementslosigkeit gab der Mutter Zeit, in Posen Erkundigungen über das Kind einzuziehen, wodurch sie von der günstigen Wendung seines Schicksals Kenntniß erhielt. Die gealterte Schauspielerin eilte in Folge dessen nach Berlin und am dritten Osterfeiertag erhielt Herr Oskar N. einen larmoyanten Brief, in welchem seine Mutter ihn um Unterstützung bat. Wären wir so blutdürstig, wie gewisse andere Blätter, so würden wir jetzt die Situation zu einer tragischen Katastrophe zuspitzen! wir wollen jedoch nichts weiter sein, als gewissenhafte Chronisten, und deshalb berichten wir der Wahrheit gemäß, daß der Sohn, obgleich seine Pflegettern niemals gegen ihn seiner Mutter erwähnten, sich derselben auf's Lieblichste annahm; er holte sie ungesäumt mit ihren Sachen aus dem bescheidenen Gasthose, in dem sie Quartier genommen hatte, brachte sie in seine Wohnung und wird die Zukunft der Frau in angemessener Weise sicher stellen.

Ein König, der sich selbst bestehlen hilft.

Friedrich der Große ging in der Dämmerstunde in seinem Schlosse zu Potsdam durch den Audienzsaal, als er einen Handwerker bemerkte, der auf einer Leiter sich abquälte, die im Saal befindliche Stuhluhr abzunehmen; aber die Leiter wollte auf den geglätteten Dielen nicht feststehen. — „Was macht Er da, mein Freund?“ fragte der König. — Ruhig erwiderte der Handwerker: „Ich bin der Hofuhrmacher; der Hausintendant befaßt mir, die Uhr hier zu repariren; ich will sie abnehmen, aber die Leiter hält nicht auf dem glatten Boden.“ — „Steig! Er nur hinauf, ich werde die Leiter halten,“ sprach hierauf der König. — Dies geschah und der Uhrmacher eilte mit der Uhr von dannen. Am anderen Morgen meldete man dem Monarchen, daß im Audienzsaal die Uhr gestohlen worden sei, und nun kam der König zur Gewißheit, daß er dem Diebe als vermeintlichen Uhrmacher die Leiter zum Diebstahl gehalten. Er schrieb an den Rand der Meldung: „Man verfolge den Dieb nicht, weil ich stehlen half.“